

Werk

Titel: Forschung

Ort: Bern

Jahr: 2006

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?519763432_0021 | LOG_0033

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Sebastian Ullrich
Ernst H. Kantorowicz und
Emil Ludwig: Zwei Kritiker der
Weimarer Geschichtswissenschaft
und die »Krisis des Historismus«

1934, ein Jahr nach der Ernennung Adolf Hitlers zum deutschen Reichskanzler, benutzte Friedrich Meinecke den 100. Geburtstag des Historikers Heinrich von Treitschke und das Erscheinen des 150. Bandes der *Historischen Zeitschrift*, um in einem Geleitwort auf die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft seit dem Ende des 19. Jahrhunderts zurückzublicken. Auf das »lichte Bild historischer Forschung« seien seit dem Ersten Weltkrieg »tiefe Schatten« gefallen, konstatierte der Altmeister der deutschen Historikerkunft. Der Friede von Versailles, die »sozialen Zermürbungen« und der »zum Missglücken verurteilte Versuch einer staatlichen Neubefriedung auf demokratisch-parlamentarischer Basis« hätten eine geistige Lage geschaffen, in der die viel diskutierte »Krisis des Historismus« zum vollen Ausbruch habe kommen können. Obwohl diese nur wenige Forscher »innerlich ganz unberührt« gelassen hätte, habe er das Schwergewicht auf genuine historische Forschung und nicht auf die Diskussion theoretischer Probleme gelegt. Nur in zwei Fällen habe die *Historische Zeitschrift*, so Meinecke, sich offensiv mit den Erscheinungsformen der Krisis auseinandergesetzt. Zum einen im Kampf gegen die »üble historische Belletristik Emil Ludwigs« und zum anderen durch die Auseinandersetzung mit der »geistig ernster zu nehmenden mythisierenden Geschichtsschau der George-Schule« anhand des Stefan George Jüngers Ernst H. Kantorowicz.¹

1 Friedrich Meinecke, Geleitwort zum 150. Bande der *Historischen Zeitschrift* (HZ) und zum 100. Geburtstage Heinrich v. Treitschkes, in: HZ, 150 (1934), S. 1–9, hier S. 7–9.

Die durch das Ende des Kaiserreichs in ihrem Selbstverständnis tief getroffenen deutschen Historiker waren sich in der Weimarer Zeit ihrer eigenen Rolle und ihres Einflusses auf das nationale Geschichtsbild nicht mehr sicher. »Fachhistorische Bücher werden in breiteren Kreisen kaum noch gelesen«, klagte etwa Wilhelm Mommsen 1930.² Die akademischen Historiker befürchteten, angesichts der veränderten politischen Rahmenbedingungen und der neuen Anforderungen des Publikums ihre Deutungshoheit über das nationale Geschichtsbild zu verlieren.³

In Emil Ludwig und Ernst Kantorowicz fand dieses Krisengefühl einen konkreten Angriffspunkt. Als Juden und nicht-professionelle Historiker waren sie beide »Outsider«, die in der Krise der akademischen Geschichtsschreibung nach dem Ersten Weltkrieg zu »Insidern« hatten werden können.⁴ Beide erreichten mit ihren historischen Biographien eine große öffentliche Wirksamkeit und beide versuchten, das nationale Geschichtsbild in ihrem Sinne zu beeinflussen – Emil Ludwig als Pazifist und Republikaner, Ernst Kantorowicz als George-Jünger und Gegner der »kaiserlosen Zeit« nach 1918. Indem die »Zunft« sie öffentlich attackierte, versuchte sie gleichzeitig, ihre Deutungshoheit darüber zurückzugewinnen, was als Geschichtsschreibung Geltung beanspruchen konnte und was nicht. Auf die Attacken der professionellen Historiker reagierten beide mit Gegenangriffen, in denen sie das Objektivitätsideal der Geschichtswissenschaft und die theoretischen Grundlagen des Historismus in Frage stellten. Emil Ludwig in seinem Artikel *Historie und Dichtung* von 1929 und Ernst Kantorowicz mit seiner Rede auf dem Historikertag in Halle von 1930.⁵

2 Wilhelm Mommsen, *Legitime und Illegitime Geschichtsschreibung. Eine Auseinandersetzung mit Emil Ludwig*, München/Berlin 1930, S. 7.

3 Vgl. zur Binnenperspektive der Weimarer Geschichtswissenschaft Gideon Reuveni, *Geschichtsdiskurs und Krisenbewusstsein: Deutsche Historiographie nach dem Ersten Weltkrieg*, in: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte*, 25 (1996), S. 155–186.

4 Vgl. dazu Peter Gay, *Weimar Culture. The Outsider as Insider*, New York/London 2001 (zuerst 1968).

5 Emil Ludwig und Ernst Kantorowicz sind bisher in der Forschung nur selten, und wenn dann sehr oberflächlich verglichen worden. Vgl. Christoph Gradmann, *Historische Belletristik. Populäre historische Biographien in der Weimarer Republik*, Frankfurt/M./New York 1993, S. 174–176; Helmut Scheuer, *Biographie. Studien zu Funktion und Wandel einer literarischen Gattung vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Stuttgart 1979, S. 171 f.; Gay, *Weimar Culture* (wie Anm. 4), S. 74 f. Der vorliegende Aufsatz basiert auf: Sebastian Ullrich, *Ernst H. Kantorowicz and Emil Ludwig: Two Critics of Weimar Historiography and the »Crisis of Historicism«*, unveröffentlichte M.Phil. Thesis, Cambridge 2003.

Wer waren diese beiden Herausforderer der deutschen Geschichtswissenschaft? Auf den ersten Blick scheinen Emil Ludwig und Ernst Kantorowicz nicht viel gemeinsam zu haben. Der eine ist heute nahezu vergessen und gilt, wenn man sich noch an ihn erinnert, eher als Autor wissenschaftlich nicht ernst zu nehmender historischer Trivalliteratur.⁶ Der andere dagegen wird gelegentlich als intellektueller Vordenker der neuen Kulturgeschichte betrachtet und erfreute sich in den letzten Jahren eines wachsenden wissenschaftlichen Interesses.⁷ Dabei war Emil Ludwig durch den großen Erfolg seiner psychologisierenden historischen Biographien mit weltweit über zwei Millionen verkauften Exemplaren bis 1930 einer der meistgelesenen deutschen Schriftsteller seiner Zeit.⁸ Im politischen Spektrum der Weimarer Republik standen beide auf diametral entgegengesetzten Seiten. Darüber hinaus strebte Ludwig bewusst nach einer literarischen Breitenwirkung und wollte als Bildungsvermittler gerade auch den »kleinen Mann« erreichen. Kantorowicz vertrat demgegenüber einen elitären Bildungsbegriff. Das einzige Werk, das er bis zu seiner Emigration in die USA 1938 publizierte, seine berühmte Biographie des mittelalterlichen deutschen Kaisers Friedrich II., richtete sich an das deutsche Bildungsbürgertum und nicht an breite Leserschichten. Auf der anderen Seite waren beide in ihrem Geschichtsverständnis von den antihistoristischen Strömungen des Kaiserreichs beeinflusst und standen in einer Oppositionshaltung zur bürgerlichen Welt. Wie sind diese Unterschiede und Gemeinsamkeiten zu erklären?

6 Vgl. z. B. Ulrich Raulff, *Der unsichtbare Augenblick. Zeitkonzepte in der Geschichte*, Göttingen 1999, S. 118 f. Zu Ludwig vgl. Sebastian Ullrich, »Der Fesselndste unter den Biographen ist heute nicht der Historiker«: Emil Ludwig und seine historischen Biographien, in: Wolfgang Hardtwig/Erhard Schütz (Hg.), *Geschichte für Leser. Populäre Geschichtsschreibung in Deutschland im 20. Jahrhundert*, Stuttgart 2005, S. 35–56; Gradmann, *Belletristik* (wie Anm. 5); Franklin C. West, *Success Without Influence. Emil Ludwig during the Weimar Years*, in: *Year Book of the Leo Baeck Institute*, 3 (1985), S. 169–189.

7 Vgl. exemplarisch die Tagungsbände Robert L. Benson/Johannes Fried (Hg.), *Ernst Kantorowicz. Erträge der Doppeltagung am Institute for Advanced Study, Princeton*, Johann Wolfgang Goethe Universität, Frankfurt, Stuttgart 1997; Wolfgang Ernst/Cornelia Visermann (Hg.), *Geschichtskörper. Zur Aktualität von Ernst H. Kantorowicz sowie Barbara Schlieben/Olaf Schneider/Kerstin Schulmeyer* (Hg.), *Geschichtsbilder im George-Kreis. Wege zur Wissenschaft*, Göttingen 2004. Zur Rezeption vgl. Olaf B. Rader, »Gemina Persona«. Über die politischen, ästhetischen und rezeptionsgeschichtlichen Körper des Ernst H. Kantorowicz, in: ebd., S. 347–364 sowie Peter Schöttler, *Ernst Kantorowicz in Frankreich*, in: Benson/Fried (Hg.), *Kantorowicz* (wie Anm. 7), S. 144–161.

8 Die Auflagenzahl nach der Zusammenstellung in Ludwigs Autobiographie: *Emil Ludwig, Geschenke des Lebens. Ein Rückblick*, Berlin 1931.

Biographische Prägungen

Sowohl Emil Ludwig als auch Ernst Kantorowicz entstammten dem gehobenen jüdischen Bürgertum. Emil Ludwig wurde 1881 in Breslau geboren. Sein Vater war ein über die Stadt hinaus bekannter Augenarzt, seine Mutter war die Schwester des Kohlenmillionärs Fritz von Friedländer-Fuld.⁹ Die Familie des 1895 in Posen geborenen Ernst Kantorowicz besaß eine Likörfabrik, die ihre alkoholischen Getränke in ganz Deutschland verkaufte.¹⁰ Ludwig konnte bereits vor 1914 im Kulturbetrieb des Kaiserreichs auf sich aufmerksam machen. Nachdem der promovierte Jurist sich unter Anleitung seines poetischen Mentors, Richard Dehmel, eine zeitlang erfolglos als Dramatiker versucht hatte, trat er 1911 mit einer sehr erfolgreichen psychologischen Studie zu Bismarck hervor.¹¹ Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs folgten weitere Bücher, darunter eine kritische Auseinandersetzung mit Richard Wagner, die ebenfalls für einiges Aufsehen sorgte.¹² Außerdem schrieb er Feuilletonstücke für Zeitungen und Zeitschriften, was ihm im Mai 1914 die Ernennung zum Korrespondenten des *Berliner Tageblatts* in London eintrug. Da er wegen extremer Kurzsichtigkeit kriegsuntauglich war, konnte er seine journalistische Tätigkeit auch nach 1914 fortsetzen. Er arbeitete als Kriegsberichterstatte unter anderem auf dem Balkan, in der Türkei und in Wien.

Der 14 Jahre jüngere Ernst Kantorowicz dagegen hatte erst 1913 sein Abitur gemacht. Bei Ausbruch des Krieges bereitete er sich in einer Handelsfirma in Hamburg darauf vor, in das Familiengeschäft einzutreten. Als Freiwilliger der ersten Stunde erlebte er den Weltkrieg von Anfang bis Ende als Soldat. Bis Februar 1917 stand er an der Westfront, wo er 1916 bei Verdun verwundet wurde und das Eiserne Kreuz zweiter Klasse erhielt. Da-

9 Zu den biographischen Angaben über Ludwig vgl. im Folgenden Ullrich, Ludwig (wie Anm. 6).

10 Zu Kantorowicz Biographie immer noch grundlegend Eckhart Grünewald, Ernst Kantorowicz und Stefan George. Beiträge zur Biographie des Historikers bis zum Jahre 1938 und zu seinem Jugendwerk »Kaiser Friedrich der Zweite«, Wiesbaden 1982. Vgl. auch Johannes Fried, Einleitung, in: Ernst Kantorowicz, Götter in Uniform. Studien zur Entwicklung des abendländischen Königtums, hg. von Eckhart Grünewald/Ulrich Raulff, Stuttgart 1998, S. 7–45; Kay Schiller, Ernst Kantorowicz oder Mittelalterliche Geschichte als Kunst und Autobiographie, in: ders., Gelehrte Gegenwelten. Über humanistische Leitbilder im 20. Jahrhundert, Frankfurt/M. 2000, S. 18–98. Wenig hilfreich ist dagegen Alain Boureau, Kantorowicz. Geschichten eines Historikers, Stuttgart 1992.

11 Emil Ludwig, Bismarck. Ein psychologischer Versuch, Berlin 1911.

12 Ders., Wagner oder die Entzauberten, Berlin 1913.

nach war er unter anderem in der Türkei eingesetzt. Während Ludwig vor allem mit Diplomaten und ausländischen Politikern sprach, um Material für seine Kriegsberichte zu sammeln, erfuhr Kantorowicz den Krieg sehr viel direkter und riskierte über Jahre hinweg nahezu täglich sein Leben.

Die Revolution von 1918/19 sah beide bereits auf den entgegengesetzten Seiten des politischen Spektrums. Dem USPD-Wähler Ludwig ging die Umwälzung nicht weit genug. Im Laufe des Krieges hatte er sich von einem eher unpolitischen Ästheten zu einem scharfen Kritiker des politischen Systems des Kaiserreichs entwickelt. Kantorowicz dagegen kämpfte als Mitglied der Freikorps gegen die »Spartakisten« in Berlin und die Räterepublik in München. Was waren die Gründe für diese unterschiedlichen politischen Positionierungen?

Erstens spielte sicher die regionale Herkunft eine Rolle. Posen lag in einem ursprünglich polnischen Gebiet, das 1793 in der zweiten polnischen Teilung annektiert worden war und seit dem Wiener Kongress von 1815 unter preußischer Verwaltung stand. Die »Germanisierungspolitik« des Kaiserreichs schuf in dieser Region eine explosive Stimmung zwischen Deutschen und Polen. Das jüdische Bürgertum Posens optierte eindeutig für die deutsche Seite und fühlte sich als Vorkämpfer deutscher Kultur, wie sich der Schriftsteller Ernst Toller in seiner Autobiographie erinnerte.¹³ Es lag also nahe, dass Kantorowicz vor diesem Hintergrund stärkere nationale Gefühle entwickelte als Ludwig, der in dem ethnisch weniger explosiven Breslau aufwuchs. Als Ende 1918 polnische Milizen die Macht in Posen an sich rissen, eilte Kantorowicz in seine Heimatstadt und schloss sich den deutschen Freiwilligenverbänden an. Nachdem Posen auf der Pariser Friedenskonferenz dem neuen polnischen Staat zugesprochen worden war, verkauften die Kantorowicz's 1920 ihr Familienunternehmen und siedelten in das Deutsche Reich über. Hier setzte der spätere Friedrich-Biograph sein bereits während des Krieges begonnenes Studium der Nationalökonomie in Berlin, München und Heidelberg fort und schloss es 1922 mit dem Dokortitel ab.¹⁴

13 Ernst Toller, *Eine Jugend in Deutschland*, München/Wien 1978, S. 12 f. Zur »Germanisierungspolitik« im Kaiserreich vgl. Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866–1918*, Bd. 2: *Machtstaat vor der Demokratie*, München 1992, S. 266–281. Zu Kantorowicz in Posen vgl. Jerzy Strzelczyk (Hg.), *Ernst Kantorowicz (1895–1963). Soziales Milieu und wissenschaftliche Relevanz*. Vorträge des Symposiums am Institut für Geschichte der Adam-Mickiewicz-Universität Poznan, 23.–24. November 1995, Poznan 1996 sowie Fried, *Einführung* (wie Anm. 10), S. 10.

14 Ebd., S. 12.

Zweitens fiel der Altersunterschied ins Gewicht. Während Kantorowicz direkt von der Schulbank in den Krieg zog, konnte Ludwig auf eine langjährige Existenz als freischaffender Künstler im Vorkriegseuropa zurückblicken. Bereits 1906 hatte er seinen Hauptwohnsitz in die Südschweiz verlegt und sich später mit seiner Frau bei Ascona am Lago Maggiore ein Haus gebaut. Zwischendurch lebte er einige Zeit in Italien und machte unter anderem eine längere Reise nach Afrika. Auch wenn er sich 1914 zunächst eindeutig mit der deutschen Politik identifizierte, war er durch diesen Erfahrungshintergrund doch kosmopolitisch gestimmt. Er war daher eher dazu disponiert, sich nach 1918 vom deutschen Nationalismus abzuwenden als Kantorowicz.

Drittens wirkten sich die Kriegserlebnisse unterschiedlich aus. Im Gegensatz zu anderen Frontsoldaten, wie etwa Ernst Toller, machte der Krieg Kantorowicz nicht zum Pazifisten. Stattdessen scheint er eher eine zynisch-distanzierte Haltung gegenüber dem Tod und individuellem menschlichen Leid entwickelt zu haben. Für Ludwig dagegen, der mit dem Grauen des Krieges nicht so direkt konfrontiert gewesen war, wurde der Pazifismus nach 1918 zum Kernmotiv seines politischen Engagements. Außerdem hatte er über sein Domizil in der Schweiz Zugang zur Weltpresse und konnte sich daher über die Politik der Reichsleitung und die Kriegslage ein differenzierteres Bild machen. Dies war für die Haltung gegenüber der Revolution nicht ohne Bedeutung.

Rebellion gegen die bürgerliche Welt und poetische Vorbilder

So unterschiedlich auch ihre politische Orientierung in der Weimarer Zeit war, so trafen sich Ludwig und Kantorowicz doch in ihrer gemeinsamen Ablehnung der herkömmlichen bürgerlichen Lebensauffassung. Um die Jahrhundertwende war die Unzufriedenheit mit der bürgerlichen Welt der Elterngeneration ein weit verbreitetes Phänomen. Lebensreform- und Jugendbewegung, neue Entwicklungen in der Kunst wie etwa die expressionistische Malerei der »Brücke«-Künstler – all diese Strömungen lehnten den »künstlichen« Charakter der bürgerlichen Kultur und Lebensweise ab und strebten nach einer neuen Harmonie zwischen Mensch und Natur, nach dem einfachen, schönen und gesunden Leben.¹⁵ Emil Ludwig machte hier keine Ausnahme.

¹⁵ Vgl. Corona Hepp, *Avantgarde. Moderne Kunst, Kulturkritik und Reformbewegungen nach der Jahrhundertwende*, München 1987 sowie Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866–1918, Bd.1: Arbeitswelt und Bürgergeist*, München 1990, S. 112–124.

Er entzog sich der bereits begonnenen Karriere in der Firma seines Onkels durch seine Umsiedlung nach Ascona – damals ein bekannter Sammelpunkt für Aussteiger, Zivilisationskritiker und Bohemiens –, um nur noch für die Dichtkunst zu leben. Erst nach dieser romantischen Rebellion gegen die profane Sachlichkeit bürgerlicher Existenz hatte er das Gefühl, »die Gesetze seines Wesens« zu erfüllen, wie er zur Rechtfertigung an seine Eltern schrieb.¹⁶

Ob Kantorowicz sich ohne den Ersten Weltkrieg ebenfalls von der bürgerlichen Welt und ihren Wertvorstellungen abgewandt hätte, muss offen bleiben. Jedenfalls verspürte er nach 1918 offenbar wenig Lust, zu einer bürgerlichen Lebensweise zurückzukehren. Im Rückblick beschrieb er seine Existenz in dieser Zeit als »Freibeutertum«.¹⁷ Ebenso wie Ludwig etwa 13 Jahre vorher scheint er sich die Frage vorgelegt zu haben, worin für ihn ein gutes und sinnvolles Leben bestehen könnte. Und auch ihm war offenbar die Aussicht eines geregelten, aber vollkommen unheroischen bürgerlichen Daseins verlockend. Ebenso wie im Falle Ludwigs setzte ihn der überraschend frühe Tod des Vaters 1919 in die Lage, einige Jahre ohne Verdienst zu bleiben und einen aristokratisch-künstlerischen Lebensstil zu pflegen. Er war daher in der Weimarer Zeit zunächst nicht darauf angewiesen, mit seiner literarischen Produktion Geld zu verdienen. Ludwig hatte dagegen die Reserven, die ihm sein Vater 1906 hinterlassen hatte, bereits vor dem Ersten Weltkrieg aufgebraucht.

Allerdings war diese gemeinsame antibürgerliche Haltung bei den beiden Protagonisten vollkommen unterschiedlich ausgeprägt. Ludwig hatte sich der bürgerlichen Lebenswelt seiner Eltern entzogen, um den Zwängen auszuweichen, die ihn daran hinderten den »Gesetzen seines Wesens« zu folgen. Er betonte intuitive Inspiration, kreative Leidenschaft und Nähe zur Natur. Für Kantorowicz dagegen zählte eine aristokratisch-heroische Haltung, strikter Formwille, Selbstbeherrschung und gesammelte Konzentration. Ludwigs Versuche, seine individuelle Freiheit zu maximieren und seine innere Natur von den Fesseln zu befreien, die ihm die Gesellschaft auferlegte, wären ihm vermutlich eher suspekt gewesen.

In gewisser Weise lassen sich die Unterschiede zwischen Ludwig und Kantorowicz auf die poetischen Vorbilder zurückführen, an denen sie sich orientierten: Richard Dehmel und Stefan George. Dehmel, der heute ebenso

16 Brief Ludwigs an seine Eltern vom 28.5.1906, Schweizerisches Literaturarchiv, Bern, Nachlass Emil Ludwig, T12.

17 Brief Kantorowicz an Stefan George vom 26.11.1933, Stefan George Archiv, Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart, George III, 6641.

vergessen ist wie Ludwig, war am Ende des 19. Jahrhunderts einer der bekanntesten deutschen Dichter. Seine erotischen Gedichte lösten mit ihrer Herausforderung der bürgerlichen Sexualmoral in der wilhelminischen Öffentlichkeit einen Skandal aus. In seinem Hauptwerk *Zwei Menschen* von 1903 pries er die vereinigende Kraft des Eros und beschrieb, wie zwei durch Schicksal und gegenseitige Anziehung zusammengehörende menschliche Seelen auch gegen die gesellschaftlichen Schranken zueinander finden. Ludwig sah in Dehmel den »Verkünder einer lebensfesten, einer untragischen Epoche«, wie er 1913 in seinem Buch über den Dichter schrieb.¹⁸

Stefan George war das genaue Gegenteil von Dehmel. Er ergänzte seine antibürgerliche Haltung durch eine starke Ablehnung der Moderne insgesamt. Denn sie hatte in seiner Sicht zu einem Verfall der Kultur geführt und die menschliche Existenz ihrer Würde beraubt. In seinen Gedichten und durch den seit der Jahrhundertwende um ihn entstandenen »George-Kreis« versuchte er ihren Folgen entgegenzuwirken. Dabei hatte er im Gegensatz zu Dehmel keinen emanzipativ-liberalisierenden Ansatz. Vielmehr wollte er die vermeintlich »natürliche« Ordnung wiederherstellen. In seinem Gedicht *Der Dichter in Zeiten der Wirren* von 1921, das 1928 in seinem Lyrikband *Das neue Reich* erschien, beschwor er den erwarteten Erlöser mit den Worten: Er »geißelt die verlaufenen heim ins ewige recht wo grosses wiederum gross ist herr wiederum herr. zucht wiederum zucht«¹⁹ An die Stelle der von Dehmel propagierten Freisetzung einer kreativen Leidenschaft setzte er strikten Form- und Ordnungswillen.²⁰

Beide Protagonisten haben wohl die Grundansichten ihrer Vorbilder geteilt. Allerdings war George für die Entwicklung von Kantorowicz sehr viel prägender als Dehmel für die von Ludwig. Er war es, der dem ehemaligen Frontsoldaten seit ihrer ersten Begegnung 1919 Halt und Orientierung ver-

18 Emil Ludwig, Richard Dehmel, Berlin 1913, S. 118. Zu Dehmel vgl. Sabine Henning et al., WRWlt – o Urakkord. Die Welten des Richard Dehmel. Ausstellung in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky, 3. August bis 30. September 1995, Herzberg 1995.

19 Stefan George, *Der Dichter in Zeiten der Wirren* (1921), in: ders., *Das Neue Reich*, Berlin 1928, S. 36–39, hier S. 39.

20 Zu George vgl. jetzt Robert E. Norton, *Secret Germany. Stefan George and His Circle*, Cornell University Press 2002. Außerdem Stefan Breuer, *Ästhetischer Fundamentalismus. Stefan George und der deutsche Antimodernismus*, Darmstadt 1995. Dort auch weitere Literatur. Dehmel und George verband eine gegenseitige Abneigung, die sich zum einen aus ihrem poetischen Konkurrenzverhältnis ergab, zum anderen aber mit der Tatsache zu tun hatte, dass Dehmel Ida Coblenz geheiratet hatte, die einzige Frau, an der George ernsthaft interessiert war.

mittelte. Zudem verlangte George von den Mitgliedern seines Kreises, die ihn mit »Meister« anredeten, eine strikte Unterwerfung unter seine Vorstellungen und Wünsche. Dehmel hatte für so etwas nicht viel übrig. Als Ludwig ihn 1903 in einigen Briefen mit »Hochverehrter Meister« anredete, antwortete er prompt: »Im übrigen bitte ich sie herzlich mich endlich mit dem Meistertitel zu verschonen; wir leben nicht mehr in der Zunfzeit und ich setze meinen Ehrgeiz darein, zeitlebens ein Lehrling zu bleiben.«²¹

Ludwig und Kantorowicz besaßen somit beide einen weltanschaulichen Hintergrund, der ihnen eine selbstbewusste Herausforderung der in ihren Augen engstirnig bürgerlichen Fachwissenschaft erlaubte. Ludwig schätzte die kreativen Außenseiter der Wissenschaft und schrieb ihnen allen Fortschritt, den etablierten Fachvertretern dagegen nur die Verwaltung des Wissens zu. Die moderne Wissenschaft mit ihrer Spezialisierung und strengen Methodik war für ihn weit unter der freien Kreativität des Künstlers angesiedelt. Kantorowicz stand der wissenschaftlichen Sphäre grundsätzlich positiver gegenüber. Als Georgeaner schätzte er den Gedanken der freiwilligen und zweckfreien Hingabe an die geistige Welt und die charakterbildende Kraft des akademischen Feldes.²² In der bürgerlichen Fachwissenschaft im »Zeitalter der Massen« sah auch er jedoch nur einen »Bonzenbetrieb«, der mit diesem Ideal nicht viel zu tun hatte.²³ Hinzu kam, dass beiden nicht nur der Respekt, sondern auch die Abhängigkeit von der Wissenschaft fehlte, da sie nicht auf deren interne Rekrutierungswege angewiesen waren. Als Erfolgsschriftsteller im Falle Ludwigs und Rentier im Falle Kantorowicz besaßen sie auch so die Möglichkeit, sich der Geschichtsschreibung zu widmen.

»Krise des Historismus« und Weimarer Geschichtswissenschaft

In welchem Zustand befand sich die deutsche Geschichtswissenschaft, mit der Ludwig und Kantorowicz in der Weimarer Zeit konkurrierten? Wie bereits gesagt, war sie durch ein starkes Gefühl der Verunsicherung geprägt.

21 Ludwig an Dehmel 29.1.1903; 19.2.1903; 23.2.1903, Staats- und Universitätsbibliothek Carl von Ossietzky, Hamburg, Nachlass Richard Dehmel, DA:Br:L, 1409–1411. Dehmel an Ludwig 1.3.1903, Deutsches Literaturarchiv, Marbach a. N., Nachlass Ludwig, A: Ludwig, 60.713/1a.

22 Zum Thema George und die Wissenschaft: Vgl. Carola Groppe, *Die Macht der Bildung. Das deutsche Bürgertum und der George-Kreis 1890–1933*, Köln 1997, S. 627–640.

23 Brief Kantorowicz an Fine von Kahler vom 25.1.1930, Stefan George Archiv, Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart, Korrespondenz Ernst Kantorowicz – Fine von Kahler.

»Das Zeitalter des Historismus ist vorüber [...] der Glaube an die objektive Geschichtsbetrachtung ist verschwunden«, verkündete der preußische Kultusminister, der Orientalist Carl Heinrich Becker, auf dem Historikertag von 1926.²⁴ Schon im Kaiserreich hatte es eine wachsende Strömung gegeben, die mit Friedrich Nietzsche in dem vom 19. Jahrhundert angehäuften historischen Wissen nur ein »verzehrendes historisches Fieber« sehen wollte, das letztlich zum Relativismus aller Werte und zur Lähmung des Lebenswillens führe. Seitdem entspann sich in Deutschland eine intellektuelle Debatte um den Wert wissenschaftlicher Objektivität in der Geschichtsschreibung und den Zusammenhang von Historismus und Relativismus, die mit so berühmten Namen wie Wilhelm Dilthey und Ernst Troeltsch, oder auch Max Weber und Karl Mannheim verbunden ist.²⁵ Obwohl die wilhelminische Zeit auch einen Höhepunkt positivistischer Geschichtsforschung markiert, gab es doch gleichzeitig eine Flut von pseudowissenschaftlicher Geschichtsliteratur und eine zunehmende Abwendung von den wissenschaftlichen Rationalitätsstandards der historistischen Geschichtswissenschaft.²⁶ Der große Erfolg von Julius Langbehn's Buch *Rembrandt als Erzieher* etwa zeigt, wie weit die skeptische Haltung gegenüber der Wissenschaft und ihrem Streben nach Objektivität bereits verbreitet war.²⁷

Der Erste Weltkrieg mit seinem Propagandaeinsatz der Wissenschaft brachte eine weitere Erschütterung des Objektivitätsglaubens und ließ die »Krisis des Historismus« erst zu ihrem vollen Ausbruch kommen.²⁸ Jetzt nahmen die Stimmen noch an Einfluss zu, die eine Abkehr vom bisherigen Wissenschaftsverständnis forderten. Erinnert sei nur an Erich von Kahlers Schrift

24 Carl Heinrich Becker, Der Wandel im geschichtlichen Bewusstsein, in: Neue Rundschau, 38.1 (1927), S. 113.

25 Zur Historismus-Debatte vgl. Otto Gerhard Oexle, Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus. Studien zu Problemgeschichten der Moderne, Göttingen 1996; zeitgenössisch: Karl Heussi, Die Krisis des Historismus, Tübingen 1932.

26 Wolfgang Hardtwig, Die Krise des Geschichtsbewusstseins in Kaiserreich und Weimarer Republik und der Aufstieg des Nationalsozialismus, in: Jahrbuch des historischen Kollegs 2001, München 2002, S. 47–75, hier S. 48.

27 Zu Langbehn vgl. Fritz Stern, Kulturpessimismus als politische Gefahr. Eine Analyse nationaler Ideologie in Deutschland, Neuaufl. mit einem Vorwort von Norbert Frei, Stuttgart 2005 (amerik. Orig. Berkeley 1961), S. 141–246.

28 So Becker, Wandel (wie Anm. 24); ebenso Heussi, Krisis (wie Anm. 25). Der Zusammenhang zwischen Kriegspropaganda und zunehmendem Zweifel an der Möglichkeit wissenschaftlicher Objektivität existierte auch in den USA. Vgl. Peter Novick, That Noble Dream. The »Objectivity Question« and the American Historical Profession, Cambridge 1988, S. 111–132.

Der Beruf der Wissenschaft, in der er Max Webers berühmte Rede *Wissenschaft als Beruf* attackierte. Kahler, der mit Kantorowicz gut befreundet war, forderte eine »neue Wissenschaft«, die sich am »Leben« orientierte und nicht mehr nach abstrakten, objektiven Wahrheiten strebte.²⁹ Das Kriegserlebnis und der Zusammenbruch der überkommenen Ordnung im Jahre 1918 hatten schließlich, wie Ernst Troeltsch in seinem berühmten Aufsatz *Die Krisis des Historismus* von 1922 feststellte, zu einem Hunger nach sinnstiftenden und Orientierung gebenden historischen Schriften geführt.³⁰ Ein Bedürfnis, dem die professionellen Historiker mit ihrer Spezialisierung nicht gerecht wurden. Stattdessen wurde diese Sinngebung von Außenseitern geleistet, wie etwa von Oswald Spengler mit seinem Bestseller *Der Untergang des Abendlandes*.³¹ Während Spenglers kulturmorphologische Studie auf einem Ansatz beruhte, mit dem die Fachwissenschaft gar nicht konkurrieren konnte und wollte, befanden Ludwig und Kantorowicz sich auf ihrem ureigensten Gebiet: dem der Biographien bedeutender historischer Figuren. Indem sie deren Werke exemplarisch attackierte, versuchte sie die Initiative zurück zu gewinnen und aus der Defensive, in die sie nach dem Weltkrieg geraten war, wieder in die Offensive überzugehen.

Die Biographien, ihre Hintergründe und geschichtspolitische Ausrichtung

Emil Ludwig war als Biograph zum Historiker geworden und nicht umgekehrt. »Der Fesselndste unter den Biographen ist heute nicht der Historiker«, hatte er noch in dem Essayband *Der Künstler* von 1914 geschrieben.³² Mit seinen Biographien großer Männer wollte er seine Leser zu einem »produktiven Idealismus« anregen.³³ Sie sollten als »Vorbilder des Menschlichen« dienen und zusammen eine »Galerie von symbolischen Formen des Genies«

29 Erich von Kahler, *Der Beruf der Wissenschaft*, Berlin 1920; Max Weber, *Wissenschaft als Beruf*, in: Max Weber, *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, hg. von Johannes Winckelmann, 7. Aufl., Tübingen 1988, S. 582–613. Vgl. auch Groppe, *Bildung* (wie Anm. 22), S. 609–618.

30 Ernst Troeltsch, *Die Krisis des Historismus*, in: *Neue Rundschau*, 33.I (1922), S. 572–590, besonders S. 576.

31 Zu Spengler vgl. Detlef Felken, *Oswald Spengler. Konservativer Denker zwischen Kaiserreich und Diktatur*, München 1988.

32 Emil Ludwig, *Charaktere und Biographien*, in: ders., *Der Künstler*, Berlin 1914, S. 204–213, hier S. 208.

33 Ludwig, *Geschenke* (wie Anm. 8), S. 9.

ergeben.³⁴ Allerdings wollte Ludwig keine heroischen Bilder von unfehlbaren Übermenschen zeichnen, sondern gerade dadurch auf breite Schichten wirken, dass er auch die Großen der Geschichte mit all ihren Fehlern und Schwächen darstellte. Sein Ziel war, wie es in seinem 1924 erschienenen Buch *Genie und Charakter*, einer Sammlung von zwanzig knappen Porträtskizzen, hieß, »darzustellen, wie große Männer keine Götter sind, wie sie von denselben allzumenschlichen Passionen, Hemmungen und Lastern geschüttelt wurden, die jeden Sterblichen beunruhigen, und wie sie dennoch sich zu ihren Zielen durchkämpfen«. Dies, so Ludwig weiter, »ist unsere erzieherische Absicht. Auf diese Art spornt man den Menschen an, sich selbst, trotz allem, das Höchste abzufordern.«³⁵

Nachdem er bereits im Frühjahr 1919, von der Revolution enttäuscht, in sein Haus am Lago Maggiore zurück gekehrt war, widmete er sich der Abfassung seiner ersten großen Biographie. Zum Objekt seiner Darstellungskunst erkor er den Kulturheros der Deutschen: Goethe. Mit dieser, 1920 in drei Bänden erschienenen Lebensbeschreibung begründete er seinen Ruf als Biograph.³⁶ Danach folgte zunächst eine Studie über Rembrandt und ein Jahr später sein erster wirklicher Massenerfolg, seine Napoleon-Biographie von 1924, die sich allein in Deutschland bis 1930 189.000 mal verkaufte und in den USA die sensationelle Auflage von 508.000 Exemplaren erreichte.³⁷ Zu einem wirklichen Konkurrenten der Fachwissenschaft wurde Ludwig jedoch erst, als er sich in das Gebiet der deutschen Zeitgeschichte vorwagte. 1925 erschien seine Biographie Wilhelms II., die zur literarischen Sensation des Jahres wurde.³⁸ Dorothy von Moltke, die Mutter Helmuth James von Moltkes, schrieb darüber in einem Brief vom 3. März 1926: »Ich lese gerade eine hochinteressante Biographie des Kaisers von Emil Ludwig, einem Republikaner. Brillant geschrieben und einfach atemberaubend. Die Leichtfertigkeit, die Autokratie, die Eitelkeit und der partielle Wahnsinn des Kaisers sind bestürzend, und doch hat ein Mann solchen Kalibers Ge-

34 Emil Ludwig, *Genie und Charakter*. Zwanzig männliche Bildnisse, Berlin 1926, S. 15; ders., *Historie und Dichtung*, in: *Die Neue Rundschau*, 40 (1929), S. 358–381, hier, S. 380.

35 Ludwig, *Genie* (wie Anm. 34), S. 15.

36 Emil Ludwig, *Goethe. Geschichte eines Menschen*, 3 Bde., Stuttgart / Berlin 1920.

37 Zahlen nach Ludwig, *Geschenke* (wie Anm. 8). Emil Ludwig, *Rembrandts Schicksal*, Berlin 1923; ders., *Napoleon*, Berlin 1924.

38 Emil Ludwig, *Wilhelm der Zweite*, Berlin 1925. Zur Reaktion auf das Kaiserbuch vgl. Gradmann, *Belletristik* (wie Anm. 5), S. 46–58.

schichte gemacht. Das Buch ist nicht unparteiisch, aber es verfälscht nicht das Beweismaterial [...]. Auf jeden Fall wird es mehr zum Tod der Monarchie in Deutschland beitragen als sonst irgendetwas.«³⁹ 1926 folgte dann eine Bismarck-Biographie, und 1929 bemächtigte sich Ludwig auch noch des im Zusammenhang mit der sogenannten »Kriegsschuldfrage« wohl umstrittensten Themas der Weimarer Zeit, nämlich des Kriegausbruchs im Juli 14.⁴⁰

Wann Kantorowicz den Plan fasste, eine Biographie über Friedrich II. zu schreiben, kann heute nicht mehr mit Sicherheit festgestellt werden. Er selber gab an, bereits 1921, also noch vor Beendigung seines Studiums der Nationalökonomie, mit der Arbeit begonnen zu haben.⁴¹ Entscheidend war wohl auch hier seine Begegnung mit Stefan George. Der George-Kreis war seit 1914 mit einer Reihe von biographischen Werken hervorgetreten. So hatte etwa Heinrich Friedemann 1914 über Platon geschrieben, Friedrich Gundolf 1916 sein berühmtes Goethe-Werk veröffentlicht, Ernst Bertram 1918 Nietzsche verewigt und Berthold Vallentin 1923 ein Lebensbild Napoleons gezeichnet.⁴² 1924 erschien dann Gundolfs Studie *Caesar. Geschichte seines Ruhms*, die das Bild Caesars über die Jahrhunderte verfolgte und für Kantorowicz von großer Bedeutung war.⁴³ Auch die Georgeaner verbanden mit ihren Biographien ein erzieherisches Programm. Sie betrieben monumentalische Geschichtsschreibung im Sinne Nietzsches. Es ging ihnen darum, das Gefühl für menschliche Größe wiederherzustellen und angesichts der in ihrer Sicht respektlosen, zergliedernden Moderne die Ehrfurcht vor dem schöpferischen, »ganzheitlichen Menschentum« zu restaurieren. Sie riefen, wie Gundolf schrieb, »um der Menschenwürde und der Scheu willen [...] die ewigen Gestalten« ins Gedächtnis.⁴⁴ Der George-Kreis stützte sich dabei auf die Beobachtung, dass die großen Gestalten der Geschichte in

39 Dorothy von Moltke: Ein Leben in Deutschland. Briefe aus Kreisau und Berlin 1907–1934, eingeleitet, übersetzt und hg. von Beate Ruhm von Oppen, München 1999, S. 113.

40 Emil Ludwig, Bismarck. Geschichte eines Kämpfers, Berlin 1926; ders., Juli 14, Berlin 1929.

41 Vgl. dazu Martin A. Ruehl, »In This Time without Emperors«: The Politics of Ernst Kantorowicz's »Kaiser Friedrich der Zweite« Reconsidered, in: Journal of the Warburg and Courtauld Institutes, 63 (2000), S. 187–242, hier S. 197, Anm. 75.

42 Heinrich Friedemann, Platon. Seine Gestalt, Berlin 1914; Friedrich Gundolf, Goethe, Berlin 1916; Ernst Bertram, Nietzsche. Versuch einer Mythologie, Berlin 1918; Berthold Vallentin, Napoleon, Berlin 1923.

43 Friedrich Gundolf, Caesar. Geschichte seines Ruhms, Berlin 1924.

44 Ebd., S. 7.

Symbolen und Mythen fortlebten und durch ihr Beispiel zur Nachahmung anregten. Gundolf hatte dies exemplarisch an der Figur Caesars beschrieben, der dem Kreis als Urform des Herrschertypus galt. Die moderne Welt mit ebensolchen Typen von Helden und Führergestalten zu versorgen und damit zu ihrer Überwindung beizutragen, war das erklärte Ziel der Georgeaner.

Ludwig holte die großen Männer von ihrem Sockel herunter, damit sie ihre erzieherische Wirkung als Ansporn zu großen Leistungen erfüllen konnten. Die Georgeaner hoben sie gewissermaßen noch weiter hinauf, da sie sich die erzieherische Wirkung von Respekt, Ehrfurcht und Distanz und nicht von vertrauter Nähe versprachen. Sie wollten die elitären Maßstäbe und die Ungleichheiten wiederherstellen, die ihrer Meinung nach von der Moderne vernichtet worden waren. Dementsprechend richteten sich ihre Werke auf die Schaffung eines kleinen Geistesadels und nicht auf die Aktivierung der breiten Masse zu »produktivem Idealismus« wie die Lebensbilder Ludwigs.

Friedrich II. galt George als der größte der mittelalterlichen Kaiser. Er verkörperte für ihn sowohl den Typus des Universalherrschers als auch die Synthese zwischen Deutschtum und Römertum, die er zum Idealbild deutscher Entwicklungsmöglichkeiten erhob.⁴⁵ Immer wieder hatte er in Gesprächen betont, für wie wichtig er die baldige Gestaltung der Friedrich-Figur durch den Kreis halte.⁴⁶ Um so begieriger griff er zu, als sich ihm durch Kantorowicz die Möglichkeit dazu bot. George war daher in den Entstehungsprozess des Werkes vielfältig eingebunden und las das Manuskript sorgsam Korrektur. 1927 erschien das Buch bei Georg Bondi, dem Verleger des George-Kreises, unter dem Signet Georges mit dem Hakenkreuz auf dem Titel.⁴⁷

Die Biographien von Ludwig und Kantorowicz waren in ein jeweils unterschiedlich angelegtes ambitioniertes Erziehungsprogramm eingebunden, das den Anspruch erhob, die durch die moderne bürgerliche Gesellschaft bedrohte »Menschlichkeit« wiederherzustellen. Beide besaßen zudem aber auch eine klare geschichtspolitische Intention. Ludwigs Schriften der Weimarer Zeit sollten im Rahmen seines Pazifismus dem Ideal der übernationa-

45 Vgl. dazu das Gedicht »Gräber in Speier«, in: Stefan George, *Der siebente Ring*, 6. Aufl. Berlin 1922, S. 22f. Zu Friedrich im George-Kreis Vgl. Norton, *Secret Germany* (wie Anm. 20), S. 660–674. Vgl. auch Gustav Seibt, *Römisches Deutschland. Ein politisches Motiv bei Rudolf Borchardt und Ernst Kantorowicz*, in: *Sinn und Form*, 46 (1994), S. 61–71.

46 Norton, *Secret Germany* (wie Anm. 20), S. 662.

47 Zur Rolle Georges bei der Fertigstellung des Buches vgl. Grünewald, Kantorowicz (wie Anm. 10).

len Menschlichkeit und dem Frieden in Europa dienen. Gleichzeitig verfolgte er jedoch auch ein engeres geschichtspolitisches Programm zur Legitimierung der Weimarer Republik, die er als Garant des Friedens betrachtete. Indem er in seinen Büchern und seiner Publizistik das Wilhelminische Kaiserreich für die Niederlage im Ersten Weltkrieg verantwortlich machte und ein düsteres Bild dieser Epoche zeichnete, versuchte er, das Nachfolgesystem, die Republik, zu stabilisieren. Vielleicht das beste Beispiel für Ludwigs Geschichtspolitik sind seine in der großen Bismarck-Biographie von 1926 gipfelnden vielfältigen Versuche, den Bismarck-Mythos, eines der Kernelemente der rechten Propaganda, für die Republik zu reklamieren.⁴⁸ So hieß es am Ende seines *Bismarck*: »Deutschland lebt. Die Fürsten haben es in der Not verlassen, aber das Volk, das er zu spät erkannte, hat ausgehalten und Bismarcks Werk gerettet.«⁴⁹ »Wir haben Emil Ludwig einen Dank abzustatten. Bismarck, das ist unsere, des Deutschen Reiches, Geschichte. Wer sie so erzählt, dass Millionen Deutsche sie richtig lesen, der sichert den Weg, den es allein jetzt gehen kann, den Weg der Republik«, urteilte Rudolf Olden im *Berliner Tageblatt*.⁵⁰

In den 70er Jahren wurde Ludwig von Seiten der Literaturwissenschaft der Vorwurf gemacht, er habe der Entwicklung eines demokratischen Bewusstseins entgegen gewirkt und durch seine Herausstellung »großer Männer« letztlich dem Führerglauben der Deutschen in die Hände gearbeitet.⁵¹ Demgegenüber ist zu betonen, dass sein Versuch, der Republik historische Legitimität zu verschaffen, eines der wenigen erfolgsversprechenden, prorepublikanischen geschichtspolitischen Projekte der Weimarer Zeit war. Ludwigs Kritiker bemängeln, dass er seine Leser nicht zur rational-kritischen Reflexion anregte, sondern an ihre Gefühle appellierte. Gerade hierin lag jedoch seine große Chance, denn nichts fehlte der Republik so sehr wie der emotionale Rückhalt in der Bevölkerung. Zu seinem 50. Geburtstag 1931 schrieb ihm der bekannte linksliberale Publizist, Pazifist und Republikaner, Helmuth von Gerlach: »Mit Ihrem Wilhelm II und Ihrem 1914 haben Sie

48 Ludwig, *Bismarck* (wie Anm. 40). Zu Ludwigs Geschichtspolitik mit Bismarck vgl. ausführlicher Ullrich, *Critics* (wie Anm. 5), S. 51–53.

49 Ludwig, *Bismarck* (wie Anm. 40), S. 682.

50 Rudolf Olden, *Emil Ludwigs Bismarck*, in: *Berliner Tageblatt* vom 5.12.1926.

51 Vgl. etwa Helmut Scheuer, *Biographie* (wie Anm. 5); Michael Kienzle, *Biographie als Ritual. Am Fall Emil Ludwig*, in: Annamaria Rucktäschl, Hans Dieter Zimmermann (Hg.), *Trivalliteratur*, München 1976, S. 230–248. Demgegenüber wurde Ludwig in der Weimarer Zeit von der deutschen Rechten gerade wegen der »Zersetzung jedes Führerglaubens« attackiert. Vgl. Das Beispiel Emil Ludwigs, in: *Der Jungdeutsche* vom 11.8.1929.

mehr für unsere Sache getan als irgend einer der sonst Lebenden. Sie kommen mit Ihrer Eigenart an Millionen heran, die uns verschlossen sind. [...] Sie erreichen die Massen in der Mitte, die Gewinnbaren.«⁵² Letztlich griff daher die Fachwissenschaft mit ihrer Attacke auf Ludwig auch »als parteipolitische Reaktion die Demokratie der Weimarer Verfassung an«, wie Eckhart Kehr 1930 zu Recht konstatierte.⁵³ Bei Kantorowicz war das nicht der Fall.

Bis heute ist umstritten, wie der Kantorowicz der Weimarer Zeit politisch einzuordnen ist.⁵⁴ Die Extrempositionen reichen von der Einreihung unter die Verteidiger der »Weimarer Prinzipien« der Toleranz und Menschenwürde bis hin zur Klassifizierung als Nazi, der mit seinem *Kaiser Friedrich der Zweite* ein faschistisches Standardwerk geschaffen habe.⁵⁵ Nachdem die erste Euphorie nach der wissenschaftlichen Wiederentdeckung von Kantorowicz etwas abgeflaut ist, hat sich inzwischen ein differenziertes Bild weitgehend durchgesetzt, das sowohl auf eine nachträgliche politische Glorifizierung als auch auf eine Verteufelung des Historikers verzichtet.

Es ist schwer zu bestreiten, dass Kantorowicz' *Kaiser Friedrich der Zweite* »eine Waffe im politischen Kampf gegen die Weimarer Republik« war, wie es Otto Gerhard Oexle formuliert hat.⁵⁶ Es präsentierte den Deutschen eine Erlöserfigur und bezeichnete ihnen eine noch unerfüllte nationale Mission,

52 Brief Gerlachs an Emil Ludwig vom 22.1.1931, in: Die Deutsche Bibliothek, Deutsches Exilarchiv, EB 91/288, I.A.005.

53 Eckart Kehr, Der neue Plutarch. Die »historische Belletristik«, die Universität und die Demokratie, in: ders., Der Primat der Innenpolitik. Gesammelte Aufsätze zur preußisch-deutschen Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, hg. und eingel. von Hans-Ulrich Wehler, 2., durchges. Aufl., Frankfurt/M./Berlin/Wien 1976, S. 269–278, hier S. 274.

54 Zur politischen Haltung Kantorowicz' vgl. Otto Gerhard Oexle, Das Mittelalter als Waffe. Ernst H. Kantorowicz' »Kaiser Friedrich der Zweite« in den politischen Kontroversen der Weimarer Republik, in: ders., Geschichtswissenschaft (wie Anm. 25), S. 163–215, besonders S. 198–215; Ruehl, Politics (wie Anm. 41). Kritisch zu letzterem Ulrich Raulff, Ernst Kantorowicz – die zwei Werke des Historikers, in: Nationalsozialismus in den Kulturwissenschaften, Bd. 2: Leitbegriffe – Deutungsmuster – Paradigmenkämpfe. Erfahrungen und Transformationen im Exil, hg. von Hartmut Lehmann und Otto Gerhard Oexle, Göttingen 2004, S. 451–469. Zum problematischen ideologischen Gehalt der Friedrich-Biographie vgl. auch Rader, »Gemina Persona« (wie Anm. 7).

55 Ralph E. Giesey, Ernst H. Kantorowicz. Scholarly Triumphs and Academic Travails in Weimar Germany and the United States, in: Yearbook of the Leo Baeck Institute, 30 (1985), S. 191–202, hier S. 198; Norman F. Cantor, The Nazi Twins. Percy Ernst Schramm and Ernst Hartwig Kantorowicz, in: ders., Inventing the Middle Ages. The Lives, Works and Ideas of the Great Medievalists of the Twentieth Century, New York 1991, S. 79–117. Über beiden Beiträgen stünde wohl als Titel besser »Inventing Kantorowicz«.

56 Oexle, Kantorowicz (wie Anm. 54), S. 215.

nämlich die Wiederaufrichtung des »Reiches« der Stauferzeit als Ordnungsmacht Europas. Ludwig beschrieb die Weimarer Republik als notwendiges und richtiges Ergebnis des verlorenen Weltkrieges. Für Kantorowicz war sie dagegen Teil einer Verfallsgeschichte, die mit dem Ende der Hohenstaufen begonnen hatte. Indem er das starke und einige Reich des Stauferkaisers heraufbeschwor, denunzierte er zugleich die Schwäche und Zerrissenheit der Republik. Sie wiederholte in seiner Geschichtssicht die andere Entwicklungsmöglichkeit der deutschen Geschichte, nämlich das auf die Stauferzeit folgende Interregnum. Wer wollte, konnte aus der Darstellung Friedrichs, »der nicht schläft, sondern sinnt, wie er ›das Reich‹ erneuere«, eine politische Handlungsanleitung herauslesen.⁵⁷ In dem zentralen Kapitel seiner Biographie, »Tyrann von Sizilien«, beschrieb er, wie der Kaiser sich durch rassistische Züchtung und straffe Organisation das Volk und die Menschen erschaffen habe, mit denen er an seine Aufgabe heranging. Im Grunde entwirft Kantorowicz in diesem Kapitel ein totalitäres Staatsmodell, in dem jeder Einzelne den höheren Interessen des Staates, nämlich der Erneuerung des Reiches, untergeordnet ist. Die Gewaltsamkeit von Friedrichs Vorgehen wird dabei ebenso gerechtfertigt wie seine Rechtsbrüche. Nun könnte man natürlich behaupten, dass Kantorowicz hier nur beschreibe und kein politisches Programm verkünde. Sein ganzes Buch ist jedoch in einen mythisierenden Rahmen eingebunden, in dem raunend von der noch ausstehenden Erfüllung des »Deutschtums« die Rede war. Außerdem verwischte er selber durch seine Sprache die Grenze zwischen Beschreiben und Rechtfertigen. »Was alles der Gesetzgeber durch Zwang und Gewalt an Gültigem schaffen kann, sofern er weiß was er will, das lehrt Friedrich II.«, heißt es etwa im Sizilien-Kapitel.⁵⁸

Der Reichsmythos war eine der gefährlichsten Waffen der Weimarer Rechten im Kampf gegen die Republik, und Kantorowicz lieferte diesem anti-republikanischen Diskurs eine der wirkungsmächtigsten Erzählungen.⁵⁹ In-

57 Ernst Kantorowicz, *Kaiser Friedrich der Zweite*, Hauptband, 7., veränderte Aufl., Stuttgart 1994, S. 528.

58 Ebd., S. 226.

59 Zur Bedeutung des Reichsmythos in der Weimarer Republik vgl. jüngst: Heinrich August Winkler, *Der lange Weg nach Westen*, Bd. 1: Vom Ende des alten Reiches bis zum Untergang der Weimarer Republik, München 2000, besonders S. 645–648. Zum Reichsgedanken in der Weimarer Republik vgl. immer noch Kurt Sontheimer, *Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik*. Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus zwischen 1918 und 1933, 4. Aufl. der Taschenbuchausgabe von 1978, München 1994, S. 222–243. Zu Kantorowicz Position in den Debatten um das Reich vgl. Ruehl, *Politics* (wie Anm. 41), S. 205–220.

dem er auf die noch unerfüllte nationale Mission der Deutschen im »Reich« verwies, unterminierte er gleichzeitig die Versuche, der Weimarer Republik ein stabiles republikanisches Staatsgefühl zu verschaffen. Durch seine Beschwörung der Erlöser-Figur Friedrichs II. heizte er gleichzeitig jene Strömungen an, die mit messianischen Hoffnungen auf die Heraufkunft eines »Neuen«, beziehungsweise eines »Dritten Reiches« warteten. Diese Hoffnungen richteten sich seit Ende der 20er Jahre immer stärker auf den charismatischen Führer der NSDAP, Adolf Hitler.

Kantorowicz war kein Nazi und hat wohl auch niemals mit ihnen sympathisiert.⁶⁰ Dennoch muss er sich vorwerfen lassen, dass er »Positionen vertreten hat, die der Machtübernahme der Nationalsozialisten nicht nur nicht entgegenwirken konnten, sondern diese schließlich sogar befördert haben.«⁶¹ »Georges politische Apostel werden mit Schrecken sehen, wer sich ihnen anschließt«, hatte Emil Ludwig bereits 1931 prognostiziert.⁶²

Angriffe der Zunft und Verteidigungsschriften

»Die Historiker sind ernstlich böse«, kommentierte Carl von Ossietzky in der *Weltbühne*, als die *Historische Zeitschrift* 1928 unter dem Titel *Historische Belletristik* eine separate Broschüre herausgab.⁶³ Diese enthielt kritische Rezensionen zu einigen erfolgreichen historischen Büchern aus der Feder außerwissenschaftlicher, republikanischer Autoren.⁶⁴ Ihr Hauptziel war indes Emil Ludwig. Gegen diesen Angriff der »Zunft« setzte er sich 1929 in

60 So überzeugend Raulff, Kantorowicz (wie Anm. 54). Zu einem anderen Ergebnis kommt Rühl, *Politics* (wie Anm. 41), der im Jahre 1933 einen kurzen »moment of doubt« feststellt. Ebd., S. 225–241.

61 Oexle, Kantorowicz (wie Anm. 54), S. 211.

62 Ludwig, *Geschenke* (wie Anm. 8), S. 349.

63 Carl von Ossietzky, *Die Historiker sind ernstlich böse*, in: *Die Weltbühne*, 24 (1928), S. 877–879. Vgl. zu der Debatte um die »Historische Belletristik«: Gradmann, *Belletristik* (wie Anm. 5); Eberhard Kolb, »Die Historiker sind ernstlich böse«. Der Streit um die »Historische Belletristik« in Weimar-Deutschland, in: ders., *Umbrüche deutscher Geschichte 1866/71 – 1918/19 – 1929/33*, hg. von Dieter Langewiesche/Klaus Schönhoven, München 1993, S. 311–329 sowie Hans-Jürgen Perrey, *Der »Fall Emil Ludwig« – Ein Bericht über eine historiographische Kontroverse der ausgehenden Weimarer Republik*, in: *GWU*, 43 (1992), S. 169–181.

64 Abgesehen von Büchern Ludwigs wurden Werke Werner Hegemanns, Paul Wieglers und Herbert Eulenburgs besprochen. Vgl. *Historische Belletristik. Ein kritischer Literaturbericht*, hg. von der Schriftleitung der *Historischen Zeitschrift*, München/Berlin 1928.

der *Neuen Rundschau* mit dem Artikel *Historie und Dichtung* zur Wehr, in dem er die theoretischen Grundlagen seiner historischen Biographik darzustellen versuchte und seinen Zugang zur Geschichte als »neue Schule« gegenüber der »alten Schule« der Fachwissenschaft rechtfertigte.⁶⁵ Kantorowicz dagegen sah sich nach der überraschend breiten Wirkung seines Buches 1929 einer Attacke des Mitherausgebers der *Historischen Zeitschrift*, des Mediävisten Albert Brackmann, ausgesetzt, in der dieser seinen methodischen Ansatz und das Wissenschaftsverständnis des George-Kreises insgesamt kritisierte.⁶⁶ Kantorowicz wurde allerdings von der Zunft deutlich zuvorkommender behandelt als Ludwig. Im Gegensatz zu diesem bekam er 1930 die Gelegenheit, auf Brackmanns Aufsatz *Kaiser Friedrich in mythischer Schau* in der *Historischen Zeitschrift* selber zu antworten.⁶⁷ Darüber hinaus konnte er 1930 auf dem Historikertag in Halle einen Vortrag über *Grenzen, Möglichkeiten und Aufgaben der Darstellung mittelalterlicher Geschichte* halten.⁶⁸

Auch in den Angriffen auf die beiden Protagonisten gab es unterschiedliche Akzente. So bescheinigte Brackmann Kantorowicz durchaus »gründliche Gelehrsamkeit« und lobte seine »fesselnde Form der Darstellung«, um danach allerdings zu kritisieren, dass das Bild Friedrichs II. auf »methodisch falschem Wege« gewonnen worden sei.⁶⁹ Der Rostocker Historiker Wilhelm Schüssler warf Ludwig dagegen in seinem Vorwort zur Broschüre *Historische Belletristik* »plumpste politische Tendenzmacherei, Feuilletonismus und bodenloseste Kritiklosigkeit« vor. Die Behauptung, dass seine »Machwerke« Wissenschaft seien, müsse zurückgewiesen werden. Es sei ein Zeichen für die »allgemeine Nivellierung« des Geschmacks, dass »Emil Ludwigs reich assortiertes Massenlager von Biographien« die »geistige Nahrung ungezähl-

65 Ludwig, *Historie und Dichtung* (wie Anm. 34). Vgl. zu Ludwigs »Geschichtstheorie«: Sebastian Ullrich, *Im Dienste der Republik von Weimar. Emil Ludwig als Historiker und Publizist*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 49 (2001), S. 119–140.

66 Albert Brackmann, *Kaiser Friedrich II. in »mythischer Schau«*, in: *HZ*, 140 (1929), S. 534–549. Zur Resonanz des Friedrich-Buches in der Öffentlichkeit vgl. Eckhart Grünewald, »Not Only in Learned Circles«. The Reception of Frederick the Second in Germany before the Second World War, in: Benson / Fried (Hg.), Kantorowicz (wie Anm. 7), S. 162–179.

67 Ernst Kantorowicz, *Mythenschau*, in: *HZ*, 141 (1930), S. 457–471.

68 Die Rede ist dokumentiert und kommentiert bei Eckhart Grünewald, *Sanctus amor patriae dat animum – ein Wahlspruch des George-Kreises? Ernst Kantorowicz auf dem Historikertag zu Halle a. d. Saale im Jahr 1930*, in: *Deutsches Archiv für die Erforschung des Mittelalters* (1994), S. 89–125.

69 Brackmann, *Kaiser Friedrich* (wie Anm. 66), S. 534.

ter gläubiger Leser« werde.⁷⁰ In ihrer inhaltlichen Substanz waren die Vorwürfe jedoch ganz ähnlich. Letztlich wurde beiden vorgehalten, dass sie den historisch-kritischen Maßstäben der Quellenkritik nicht gerecht würden und überdies ihre eigenen vorgefassten Überzeugungen in die Vergangenheit zurückprojizierten.

Die Antworten von Ludwig und Kantorowicz ließen an Selbstbewusstsein nichts zu wünschen übrig, da sich beide nicht nur verteidigten, sondern gleichzeitig zu einem Rundumschlag gegen die Fachwissenschaft ausholten. Kantorowicz grenzte sich in Halle auch scharf gegen Emil Ludwig ab, der in seiner Sicht »dem Tonfilm ganz ähnlich zu gleicher Zeit in allen gangbaren Weltsprachen erscheinend, zu den internationalen Massen und dem internationalen Halbbildungspöbel« spreche, und es als seine Aufgabe betrachte, »im Namen der Wahrheit die Ehre der Nation zu verfrachten und ihre Würde auf dem Weltmarkt dem Spott der Massen preiszugeben«.⁷¹ Diese Distanzierung erfolgte wohl auch deswegen, weil Brackmann in seinem Aufsatz die wahre Gefahr für die historische Wissenschaft in Kantorowicz und nicht in der »historischen Belletristik eines Emil Ludwig« erblickt hatte.⁷² Aber auch sonst wurden beide oft zusammen genannt. So schrieb etwa Werner Frauendienst, später ein prominenter Nazi-Historiker, am 30. April 1930 an Brackmann, Kantorowicz richte sich an eine »durch Emil Ludwig kritiklos gemachte breite Öffentlichkeit« und spekuliere auf die »zahlreichen nationalen Kreise, die begeistert Emil Ludwig lesen, ohne seine persönliche spezifische Geistesart theoretisch zu teilen«.⁷³ Selbst im George-Kreis wurde offenbar darüber gestritten, ob Kantorowicz mit Ludwig vergleichbar sei. So glaubte Ernst Gundolf, der Bruder Friedrich Gundolfs, dem Nationalökonom Julius Landmann versichern zu müssen, dass man Kantorowicz nicht

70 Wilhelm Schüssler, Vorwort, in: Historische Belletristik (wie Anm. 64), S. 6 f.

71 Grünewald, Amor (wie Anm. 68), S. 122, 124. Kantorowicz spricht von »Historischer Belletristik«. Aus dem von ihm Angeführten geht aber hervor, dass Ludwig gemeint ist.

72 Brackmann, Kaiser Friedrich (wie Anm. 66), S. 548. Dieselbe Vermutung bei Grünewald Amor (wie Anm. 68), S. 99.

73 Brief Frauendienst an Brackmann, 30.4.1930, Geheimes Preußisches Staatsarchiv, Berlin, VI. HA, Nachlass Albert Brackmann, Nr. 8, Bl. 130. Vgl. ebenfalls den Brief des Theologen Dr. Walther Classen an Brackmann vom 19.11.1929: »Ich rede wie Kantorowicz und Ludwig zum großen Publikum, aber ich glaube sagen zu dürfen, nicht aus »mythischer Schau«, sondern so anschaulich wie möglich auf Grund sorgfältiger Prüfung der Forschung«, ebd., Nr. 5, Bl. 47. Außerdem den Brief des Schweizer Historikers Anton Largiadere vom 6.7.1930: »Es ist ja immerhin sehr bemerkenswert, dass Herr Kantorowicz an der Historikertagung in Halle wenigstens von Emil Ludwig abgerückt ist!«, ebd., Nr. 19, Bl. 94.

auf eine Stufe stellen könne mit »den gewiss geschickt gemachten Büchern des Emil Ludwig der sich von vornherein nach den Meinungen und dem Geschmack eines sehr breiten Publikums richtet, übrigens mit einer Geschwindigkeit und vermutlich auch Unbedenklichkeit arbeitet von der K. nach meiner Erfahrung weit entfernt ist.«⁷⁴

In inhaltlicher Hinsicht zeigen die geschichtstheoretischen Texte von Ludwig und Kantorowicz erneut eine charakteristische Mischung aus Gemeinsamkeiten und Unterschieden. Beide wehrten sich dagegen, *Geschichtsforschung* und *Geschichtsschreibung* miteinander zu verwechseln. Letztere war in ihrer Sicht eine Kunst, die ganz andere Ziele und Aufgaben hatte als die auf objektives Wissen ausgerichtete Geschichtsforschung. Beide betonten jedoch ausdrücklich, dass sie diese keineswegs gering schätzten. In der Nachfolge Nietzsches maßen sie den Wert der Geschichtsschreibung jedoch an ihrem Nutzen für das »Leben« und nicht an ihrem Grad wissenschaftlicher Objektivität. Für Kantorowicz zählte die Geschichtsschreibung zur Nationalliteratur. Ihre Aufgabe bestand für ihn darin, zur Bildung des Nationalcharakters beizutragen und den Glauben an den »Tag des Deutschen, an den Genius der Nation« aufrecht zu erhalten.⁷⁵ Dazu müsse sie ein lebendiges »Bild eines Lebensgesamt« geben, das letztlich nur durch die »Schau« und nicht durch die rationale Forschung sichtbar werde.⁷⁶ Auch Ludwig betonte, dass der Geschichtsschreiber mehr benötige als das wissenschaftliche Handwerkszeug des Geschichtsforschers. Was bei Kantorowicz die Georgesche »Schau« war, hieß bei ihm »Vorgefühl« und »Antizipation«, über die der Künstler durch die »Magie seines Wesens« verfüge. Anders als bei Kantorowicz stand bei ihm jedoch nicht der Bezug zur Nation im Vordergrund, sondern das menschliche Individuum gleich welchen Landes, das durch seine Biographien belehrt und angeregt werden sollte.

Im Objektivitätspostulat der Zunft erblickten beide ein problematisches Konzept, aber aus unterschiedlichen Gründen. Ludwig sah in ihm letztlich nur ein autoritär-repressives Ausschlussinstrument, mit dem die Fachwissenschaft politisch oder wissenschaftlich ungenehmen Außenseitern die Berechtigung zur Geschichtsschreibung abzusprechen versuchte.⁷⁷ Er bekannte sich offen zu seinem künstlerisch-intuitiven Umgang mit den Quel-

74 Brief Ernst Gundolfs an Julius Landmann o. D. (nach März 1927), Stefan George Archiv, Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart, Landmann III, 2801.

75 Grünewald, *Amor* (wie Anm. 68), S. 125.

76 Ebd., S. 113.

77 Ludwig, *Historie und Dichtung* (wie Anm. 34), S. 376.

len und sprach der Wissenschaft schlicht ab, dass sie sich ihnen voraussetzungslos näherte. Dies war angesichts der starken politischen Voreingenommenheit der meisten Zeithistoriker auch durchaus zutreffend. »Wenn ich nach einer einzigen, objektiven Wahrheit suchte, so würde ich mich rasch in jenem professoralem Hochmut wieder finden, der stets entscheidet: so war's und nicht, wie der Kollege in Göttingen es beschrieben hat. Wollte ich je sine ira et studio schreiben, vom kurulischen Sitz der Götter aus, mit Weisheit und Gerechtigkeit das Maß der Dinge entscheidend, das hieße dann doch ohne Salz und Zucker kochen«, erklärte er in seiner Autobiographie.⁷⁸

Kantorowicz dagegen denunzierte den Gedanken der Objektivität in der Geschichtsschreibung als Ausfluss von Standpunkt- und Gesinnungslosigkeit, so wie sich auch schon Droysen in seiner *Historik* gegen eine »eunuchische Objektivität« gewandt hatte.⁷⁹ Die Geschichtsschreibung brauche dagegen den ganzen Menschen mit seinen politischen, philosophischen und dichterischen Teilen, die die bloße Geschichtsforschung nicht beanspruche. Brackmann hatte am Ende seines Aufsatzes festgestellt, man könne »Geschichte weder als George-Schüler noch als Katholik oder als Protestant oder als Marxist schreiben, sondern nur als wahrheitssuchender Mensch«. ⁸⁰ Daraus, so folgerte Kantorowicz maliziös, ergäbe sich dann, dass man auch als Deutscher keine Geschichte schreiben könne. Gefordert werde damit ein »farblos indifferenter Typ [...], der jedem Thema vom Standpunkt jeder Partei, jeder Nationalität, jeder Weltanschauung gerecht werden kann«. ⁸¹ Indem sie dem kosmopolitischen Gedanken der Objektivität huldigte, habe die deutsche Geschichtswissenschaft demnach ebenso wie die historische Belletristik Emil Ludwigs ihre nationale Aufgabe vernachlässigt. Dass er damit ausgerechnet Brackmann eine unnationale Haltung vorwarf, ist nicht ohne Ironie. Denn der Generaldirektor der preußischen Staatsarchive gehörte zu den nachhaltigsten Förderern einer Ostforschung unter deutschumszentrierter Perspektive.⁸²

78 Ludwig, Geschenke (wie Anm. 8), S. 754.

79 Grünewald, Amor (wie Anm. 68), S. 120 f.; Johann Gustav Droysen, *Historik*, Textausgabe von Peter Leyh, Stuttgart/Bad Canstatt 1977, S. 236.

80 Brackmann, Kaiser Friedrich (wie Anm. 66), S. 549.

81 Grünewald, Amor (wie Anm. 68), S. 120.

82 Zu Brackmann vgl. Michael Burleigh, *Germany Turns Eastwards. A Study of Ostforschung in the Third Reich*, Cambridge 1988 sowie Ingo Haar, *Historiker im Nationalsozialismus. Deutsche Geschichtswissenschaft und der »Volkstumskampf im Osten«*, Göttingen 2000, S. 106–115.

Sowohl Emil Ludwig als auch Ernst Kantorowicz übten zudem Kritik an den Grundlagen des Historismus. Ludwig bekannte, das »Ewig-Menschliche« sei ihm stets interessanter gewesen als das »zeitlich-Gewandelte«, und er habe im Grunde »niemals Geschichte studiert, aber immer den Menschen«. Sein Interesse galt anthropologischen Konstanten und nicht der für den Historismus zentralen Kategorie der Entwicklung. An die Stelle der politischen Geschichtsschreibung des Historismus mit ihrem »Primat der Außenpolitik« setzte er eine psychologisierende Erzählung, für die die »Geschichte eines großen Herzens« bedeutungsvoller war als die Verschiebungen und Entwicklungen im Konzert der »großen Mächte«. ⁸³ Dass er dabei die geschichtlichen Zeitumstände und das Milieu, in dem sein Held lebte, vernachlässigte, hielt ihm der Marburger Historiker Wilhelm Mommsen 1930 zu Recht vor. ⁸⁴

Auch Kantorowicz grenzte sich, allerdings in etwas subtilerer Argumentation, gegen die Kategorie der Entwicklung ab. In seiner Sicht erschöpfte sich die historistische Geschichtswissenschaft weitgehend in der Frage »Woher hat er das?«. Durch diese »unruhvoll die Jahrtausende auf- und abjagenden Woherfrager« sei das Bewusstsein für den Eigenwert der historischen Erscheinungen verloren gegangen, die unter ihrem auflösenden, relativierenden Blick ihrer Würde und ihres Wahrheitsgehaltes beraubt würden. ⁸⁵ Hier klingt ganz deutlich Georges Diagnose von der gestaltauflösenden Kraft der modernen Wissenschaft an, die durch ihre rationale Zergliederungsarbeit den Respekt vor Größe und Ganzheit untergrabe. ⁸⁶ Um der »Art des haltlosen Woherfragens«, welche die »Wahrheit unweigerlich zu Tode hetzt«, ⁸⁷ entgegen zu wirken, müsse, so Kantorowicz, die Zeit gewissermaßen aus der Geschichte ausgetrieben und die historische Erscheinung wieder als für sich selbst sprechend betrachtet werden.

Ludwigs *Historie und Dichtung* ist eine gelungene Polemik gegen die politisch voreingenommene Fachwissenschaft der Weimarer Zeit und gleichzeitig ein Plädoyer dafür, die Kunst des Schreibens bei der Abfassung historischer Darstellungen nicht zu vernachlässigen. Als theoretischer Text bietet

83 Ludwig, *Historie und Dichtung* (wie Anm. 34), S. 365.

84 Wilhelm Mommsen, *Legitime und Illegitime Geschichtsschreibung. Eine Auseinandersetzung mit Emil Ludwig*, München/Berlin 1930.

85 Grünewald, *Amor* (wie Anm. 68), S. 110.

86 Vgl. Friedrich Wolters, *Stefan George und die Blätter für die Kunst. Deutsche Geistesgeschichte seit 1890*, Berlin 1930, S. 479–490.

87 Grünewald, *Amor* (wie Anm. 68), S. 111.

er heute jedoch keine Anknüpfungspunkte mehr. Bei Kantorowicz ist dies anders. Brackmann hatte ihm vorgeworfen, dass er sich zu viel mit der zeitgenössischen Wahrnehmung Friedrichs II. beschäftigt habe, ohne »das wahre Bild von der Übermalung mit diesen zeitgenössischen Farben zu befreien und [...] das eigentliche Wesen des Herrschers zu schildern«. ⁸⁸ Demgegenüber betonte Kantorowicz, dass die Aufgabe des Geschichtsschreibers nicht nur darin bestünde, zu schildern, wie ein Herrscher war, sondern auch, wie er gesehen wurde. Mit Sicherheit lasse sich von den mittelalterlichen Kaisern sogar nur sagen: »so haben sie sich gegeben und so hat ihre Zeit sie gesehen«. ⁸⁹

Der Zusammenstoß mit der Zunft ging für beide Autoren höchst unterschiedlich aus. Für Ludwig war sie der Auftakt einer sich an Intensität steigenden und zunehmend von Antisemitismus geprägten öffentlichen Demontage, an dessen Ende er 1932 endgültig in die Schweiz emigrierte und seine deutsche Staatsbürgerschaft aufgab. ⁹⁰ Kantorowicz dagegen, der 1931 in einem Ergänzungsband zur Friedrich-Biographie die im Hauptteil fehlenden wissenschaftlichen Belege nachlieferte, wurde im August 1930 von der Universität Frankfurt zum Honorarprofessor ernannt. Ein Jahr später rückte er auf die Stelle eines ordentlichen Professors auf. ⁹¹ Doch das blieb eine Episode. Denn nach der »Machtergreifung« der Nazis wollte und konnte er seine Lehrtätigkeit nicht fortsetzen. 1938 emigrierte er in die USA, wo er schließlich am Institute for Advanced Study sein zweites großes Werk *The King's Two Bodies* schrieb, bevor er 1963 starb.

Auch Ludwig war 1940 nach Amerika emigriert, nachdem er nach 1933 im Ausland vergeblich vor Hitlers Kriegsabsichten gewarnt hatte. Er starb bereits 1948, kurz nach seiner Rückkehr in die Schweiz, »einsam und verkannt«, wie Erika Mann schrieb. ⁹² Am 10. Mai 1933 hatte ein deutscher Student auf dem Opernplatz in Berlin Ludwigs Bücher mit den Worten in die Flammen geworfen: »Gegen Verfälschung unserer Geschichte und Herabwürdigung ihrer großen Gestalten, für Ehrfurcht vor unserer Vergangen-

88 Brackmann, Kaiser Friedrich (wie Anm. 66), S. 548.

89 Grünewald, Amor (wie Anm. 68), S. 119.

90 Vgl. Gradmann, Belletristik (wie Anm. 5), S. 164–200. Zur Kampagne gegen Ludwig und seine Verfolgung durch das »Dritte Reich« vgl. auch Ullrich, Ludwig (wie Anm. 6).

91 Zur Frankfurter Episode vgl. Robert S. Lerner, »Meritorious Academic Service«: Kantorowicz and Frankfurt, in: Benson / Fried (Hg.), Kantorowicz (wie Anm. 7), S. 14–32.

92 Zit. nach Helmut Kreuzer, Faszination von Geist und Macht. Einst der berühmteste deutsche Autor und ein Verlagsmagnet, in: Börsenblatt des deutschen Buchhandels vom 11.3. 1986.

heit.«⁹³ Und auf der am 16. Mai 1933, kurz nach der Bücherverbrennung, vom *Börsenblatt des deutschen Buchhandels* veröffentlichten Schwarzen Liste der schönen Literatur war er mit Kurt Tucholsky, Heinrich Mann, Alfred Kerr und anderen zu den zwölf »eigentlichen Hauptschädlingen« gezählt worden, die »auch für den Buchhandel auszumerzen wären.«⁹⁴ Seine Werke konnten daraufhin nicht mehr in Deutschland verlegt oder verkauft werden und wurden aus öffentlichen und privaten Bibliotheken entfernt. Kantorowicz' *Kaiser Friedrich der Zweite* konnte dagegen 1936 in vierter Auflage erscheinen und scheint unter den Eliten des »Dritten Reiches« eine beliebte Lektüre gewesen zu sein.⁹⁵

Schluss

Emil Ludwig und Ernst Kantorowicz waren in ihrer Geschichtsauffassung tief durch Nietzsche und seine antihistoristischen, das »Leben« gegen die Wissenschaft ausspielenden Positionen beeinflusst. Trotz dieser Gemeinsamkeiten wirkte sich ihre Verwurzelung im kulturellen Klima des späten Kaiserreichs, bei Kantorowicz vermittelt über seinen »Meister« Stefan George, unterschiedlich aus. Ludwig repräsentierte die emanzipativ-liberalisierende, individualistische Seite der gesellschaftskritischen Strömungen um 1900. Er strebte nach der Aufhebung von Zwängen und nach der freien Entfaltung seines »inneren Wesens«. Zur modernen Zivilisation und seinem technischen Fortschritt besaß er ein produktives Verhältnis, das sich in seinem positiven Amerikabild spiegelte.

Für die Georgeaner, zu denen Kantorowicz zu rechnen ist, war Amerika dagegen der Inbegriff dessen, was sie ablehnten. Ihr Antimodernismus richtete sich gegen die egalitaristischen, das Individuum freisetzenden, Unterschiede und Standards einebnenden Züge der modernen Gesellschaft. Sie vertraten einen elitären Ansatz und wollten die »Massen« in die »natürlichen«, »ewigen« Ordnungen zurückzwingen, aus denen sie die Moderne befreit hatte. Ihre politischen und gesellschaftlichen Vorstellungen entnahmen sie

93 Zit. nach Perrey, »Fall Emil Ludwig« (wie Anm. 63), S. 180.

94 Vgl. Peter de Mendelssohn, S. Fischer und sein Verlag, Frankfurt/M. 1970, S. 1265; Reinhard Wittmann, Geschichte des deutschen Buchhandels. Ein Überblick, München 1991, S. 330.

95 Hitler hat das Buch offenbar zweimal gelesen. Vgl. Seibt, Römisches Deutschland (wie Anm. 45), S. 63. Außerdem soll Göring es Mussolini mit Widmung geschenkt haben.

daher vorwiegend dem Mittelalter, das Ludwig als Kind der Aufklärung und Bewunderer der Renaissance überwinden wollte. Ludwig und Kantorowicz repräsentieren zwei unterschiedliche Antworten auf die Krise der bürgerlichen Gesellschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Diese Unterschiede zeigen sich auch in ihrer politischen Haltung und ihrer Geschichtsschreibung der Weimarer Zeit.

Beide trafen hier auf eine Geschichtswissenschaft, die durch den Systemumsturz und die allgemeine wissenschaftskritische Stimmung der Zeit tief verunsichert war. Die Werke Ludwigs und Kantorowicz' erhielten die öffentliche Beachtung, die die Historiker eigentlich für ihre eigenen Schriften erhofften. Gegen deren glänzend geschriebenen und spannend zu lesenden Biographien verblassten jedoch die Erzeugnisse der »Zunft«. Mit ihrer Trennung von Geschichtsschreibung und Geschichtsforschung und der starken Betonung der »imagination créatrice« beziehungsweise der künstlerischen Intuition wurden sie so für die Fachhistoriker zum Inbegriff für die »Krise des Historismus«.

Der Berliner Historiker Wolfgang Hardtwig hat kürzlich einen Zusammenhang postuliert zwischen der »Krise des Geschichtsbewusstseins« seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert und dem Aufkommen des Nationalsozialismus. Durch die Entwertung »herkömmlicher historisch-politischer Deutungsmuster« und die Erosion der von der historistischen Geschichtswissenschaft entwickelten Standards wissenschaftlichen Arbeitens im Geschichtsdenken des Bürgertums seien historische Deutungsmuster entstanden, »die in der Weimarer Republik der nationalsozialistischen Ideologie kaum mehr Widerstände entgegenzusetzen hatten, ihr Aufkommen erleichtert oder direkt und indirekt gefördert haben.«⁹⁶ 1933 waren es jedoch nicht Emil Ludwig und Ernst Kantorowicz, die sich mit den Nationalsozialisten arrangierten, sondern die akademischen Fachhistoriker. Einige der Historiker, die in der Auseinandersetzung mit ihnen die wissenschaftlichen Standards und das Ideal der Objektivität verteidigt hatten, wurden später zu überzeugten Anhängern Hitlers.

Als Friedrich Meinecke 1942 auf die »Krisis des Historismus« zurückblickte, machte er deutlich, dass sie für ihn an die Weimarer Jahre gebunden war, »als auch unser politisches und soziales Leben in ein unruhiges Zweifeln und Experimentieren geraten war«. Heute dagegen, so Meinecke weiter, spreche man nicht mehr davon, »seitdem man eine neue feste Form für

96 Hardtwig, Geschichtsbewusstsein (wie Anm. 26), S. 48.

Staat und Gesellschaft zu schaffen unternommen hat.«⁹⁷ In ähnlicher Weise hatte der damalige Marburger Privatdozent Egmont Zechlin bereits im Mai 1933 im *Völkischen Beobachter* festgestellt: »Das Erlebnis der nationalsozialistischen Revolution half der Geschichtswissenschaft aus dem Zirkel des Relativismus heraus.«⁹⁸ Die Vermutung liegt nahe, dass sich die Fachhistoriker auch deshalb mit dem Nationalsozialismus arrangierten, weil er ihnen im Austausch für politische Loyalität wieder festen Boden unter den Füßen versprach. Herausforderungen von Außenseitern wie Ludwig und Kantorowicz galten fortan als typisches Beispiel für den »zersetzenden Charakter des jüdischen Geistes«. In einem Bericht von 1939 für das SS-Ahnenerbe mit dem Titel »Das Eindringen der Juden in die Geschichtswissenschaft« standen die Namen der beiden erneut nahe beieinander.⁹⁹

97 Friedrich Meinecke, *Von der Krisis des Historismus* (1942), in: ders., *Zur Theorie und Philosophie der Geschichte*, hg. und eingel. von Eberhard Kessel, Stuttgart 1965, S. 196–204, hier S. 196.

98 Egmont Zechlin, *Geschichtswissenschaft im nationalsozialistischen Staat*, in: *Völkischer Beobachter* vom 17.5.1933.

99 Vgl. Manfred Fuhrmann, »Sind eben alles Menschen gewesen«, *Gelehrtenleben im 19. und 20. Jahrhundert. Dargestellt am Beispiel der Monumenta Germaniae Historica und ihrer Mitarbeiter*, München 1996, S. 162 f.

Lothar Peter

Neue soziale Bewegungen, soziale Frage und Krise der Arbeit: Sozialkritik in der französischen Soziologie heute (Teil II)*

*Krise der Arbeit: Entsolidarisierung und Desintegration
innerhalb und außerhalb der Betriebe*

DASS Lohnarbeiter zu sein kein Glück, sondern ein Pech ist, wie Marx lakonisch bemerkt hat, zeigen Untersuchungen von Industriearbeitern, die zwar (noch) beschäftigt sind, aber schon nicht mehr über einen sozialen Status verfügen, der ihnen auch unter kapitalistischen Bedingungen einen gewissen Schutz gibt und gesellschaftliche Anerkennung verschafft. Es handelt sich zunächst um eine Untersuchung von Industriearbeitern, deren Autoren, die aus dem Kreis um Pierre Bourdieu hervorgegangenen Soziologen Stéphane Beaud und Michel Pialoux, gerade jene »Bumerang-Effekte« (Robert Castel) beschreiben, die von der allgemeinen Krise der Lohnarbeit und des Arbeitsmarktes auf die Erfahrungen in den Betrieben zurückschlagen.¹

Schon die Tatsache an sich, dass Beaud und Pialoux die Situation von Industriearbeitern als Forschungsobjekt wählen, ist inzwischen sogar in Frankreich, wo die Verbindungen zwischen sozialwissenschaftlicher Forschung und den Organisationen der Arbeiterbewegung traditionell immer sehr eng gewesen sind, heute keineswegs mehr selbstverständlich. Die Welt der Indu-

* Teil I dieses Aufsatzes mit den Themen »Neue Soziale Bewegungen« und »Soziale Frage und soziale Exklusion« ist erschienen in: Sozial.Geschichte, Heft 1/2006, S. 9–32.

¹ Vgl. im Folgenden Stéphane Beaud / Michel Pialoux, Die verlorene Zukunft der Arbeiter. Die Peugeot-Werke von Sochaux-Montbéliard, Konstanz 2004.

striearbeit, die Situation in den Fabriken, die Rolle der Gewerkschaften und die Arbeitskonflikte unterliegen im sozialwissenschaftlichen Diskurs seit einigen Jahren einer auffälligen Dethematisierung. An die Stelle einer während der siebziger Jahre wahrnehmbaren Glorifizierung der Arbeiter und eines intellektuellen »Ouvrierismus«,² also einer ideologischen Heroisierung und Überhöhung der Industriearbeiter (namentlich der Metallarbeiter, der »métallos«) zum revolutionären Gegentyp tayloristischer Ausbeutung in der Massenproduktion ist inzwischen fast eine Haltung der Indifferenz gegenüber der Gruppe der Arbeiter, ja gelegentlich sogar ihre Verachtung als »minderwertiger Gegenstand«³ getreten. Wenn heute Probleme der Erwerbs- und Berufsarbeit soziologisch erforscht werden, dominiert das Interesse – ähnlich wie in Deutschland – an den hochqualifizierten Beschäftigten der IT-Branche und Wissensberufe. Zu den Ausnahmen von diesem Trend gehören die Studien von Beaud und Pialoux. Sie haben die »condition ouvrière« der Montaguearbeiter im Peugeot-Werk Sochaux-Montbéliard seit Anfang der achtziger bis Anfang der neunziger Jahre intensiv untersucht, indem sie, orientiert an der Bourdieuschen Leitkategorie des »sozialen Raums«, nicht nur die unmittelbare betriebliche Arbeitstätigkeit in den Blick nehmen, sondern auch die Dimensionen der schulischen und beruflichen Ausbildung sowie der Wohn- und Familienverhältnisse einbeziehen. Ihr Forschungsinteresse fokussiert die Erfahrungen, Realitätsdeutungen und Zukunftsaussichten von Industriearbeitern, die mit einem Prozess rigoroser Rationalisierung der Produktionstechnik und Arbeitsorganisation konfrontiert werden. Dieser Prozess impliziert weit mehr als eine Intensivierung der Arbeit. Er ruft eine Erschütterung der gesamten kollektiven Arbeitserfahrung und der auf ihr beruhenden »Kultur des Widerstandes« hervor. Hatte sich in den alten Montagehallen mit ihrer tayloristischen Arbeitsorganisation unter den angelernten Massenarbeitern, den sogenannten »OS« (ouvriers spécialisés) eine »Bollwerkmentalität«⁴ entwickelt, die durch ein Gefühl enger Zusammengehörigkeit und einen klaren Gegnerbezug zu den Vorgesetzten geprägt war, so veränderte das neue postfordistische Arrangement des Arbeitsprozesses in der Fertigung und die damit verbundenen räumlichen Veränderungen durch

2 Zum Begriff des »Ouvrierismus« vgl. Georges Labica, Ouvrierisme, in: Georges Labica (dir.), Dictionnaire critique du marxisme, Paris 1982, S. 654/655.

3 Vgl. Bernard Pudal, La beauté de la mort communiste, in: Revue française de science politique, 52 (2002), 5–6, S. 554.

4 Stéphane Beaud / Michel Pialoux, Die verlorene Zukunft der Arbeiter. Die Peugeot-Werke von Sochaux-Montbéliard, Konstanz 2004, S. 72.

den Umzug in zwei neue Fertigungshallen die gewohnten Bedingungen der bisherigen Arbeiteridentität »in der alten Karosserie« radikal. Durch die Flexibilisierung der Arbeit, die Auflösung langjährig eingespielter Arbeitsgruppen, die zunehmende Anwerbung von Zeitarbeitern, denen der Erfahrungshorizont der Stammebelegschaft fremd ist, die Modifikation der betrieblichen Hierarchie (Neueinführung sogenannter »Partieassistenten«, die teilweise bisherige Meisterfunktionen übernehmen) und andere Veränderungen entwerfen nicht nur bisherige Qualifikationen, sondern untergraben auch die Voraussetzungen für eine kollektive Politisierung des Arbeiterwiderstandes. Die Symbiose von Arbeit, Solidarität und Widerstand beginnt sich unter dem Druck der Innovationen und Umstrukturierungen aufzulösen und einer individualistischen »Loser«-Mentalität oder Karriereorientierung zu weichen, die teilweise auch auf die betrieblichen Aktivisten der Gewerkschaften, namentlich der in der Arbeiterschaft traditionell verwurzelten CGT, übergreift. Forciert wird die Erosion kollektiver Arbeits- und Klassensolidarität durch einen generationellen Gegensatz zwischen den »alten« OS und der jungen Arbeitergeneration, die schulisch und beruflich besser qualifiziert, den Verhaltenskonservatismus der Elterngeneration und damit auch deren politisches Selbstverständnis nicht mehr akzeptiert, da sie der Modernisierungs- und Rationalisierungslogik des Managements aufgeschlossen gegenübersteht oder die Arbeit in der Fabrik nur als transitorischen Zustand empfindet, obwohl sich ihre Hoffnungen, die Fabrik rasch wieder zu verlassen, nur allzu oft als Illusion erweisen. Der Konflikt zwischen den älteren OS-Stammarbeitern und den »prekären Jungen« (*jeunes précaires*) setzt sich in einem Bedeutungsverlust der Fabrik als »natürlichem Ort« der beruflichen Qualifikation fort. Während die Fabrik früher die berufliche Sozialisation gewährleistete, hat sie sich in der Zeit zwischen 1980 und 1995 in eine »repulsive Zone« verwandelt, vor der die Arbeiterfamilien zurückweichen. Sie versuchen ihr zu entkommen, indem sie ihre Kinder keine Arbeiterberufe mehr erlernen lassen und möglichst den Besuch herkömmlicher Berufsschulen vermeiden, da diese Schulen als Ambiente der Arbeitslosigkeit gelten.⁵

Mit der Schwächung des arbeitsprozesslichen Status der Massenarbeiter, deren »soziales Kapital« hauptsächlich in ihrer »organischen Solidarität« bestanden hatte, ging eine Dequalifizierung der Facharbeiter (OP = *ouvriers professionnels*) einher, deren Arbeitsplätze zwischen 1980 und Mitte der neun-

5 Stéphane Beaud / Michel Pialoux, *Une sociologie de la condition ouvrière aujourd'hui*, in: Philippe Corcuff (dossier préparé par), *Le retour de la critique sociale. Marx et les nouvelles sociologies*, Paris 2001, S. 63f.

ziger Jahre von 6000 auf 2500 zusammenschmolzen. Da die Facharbeiter auch für die Konstituierung des Arbeiterbewusstseins in der Fabrik bisher eine Schlüsselrolle gespielt haben, trägt ihr down-sizing zusätzlich dazu bei, ein klassenbezogenes »Wir«-Gefühl in der Belegschaft zu unterminieren und die Haltung zur Arbeit und persönlichen Lebensführung zu individualisieren. Neben dem rationalisierungsbedingten, generations-, bildungs- und professionsbezogenen Veränderungen tritt ein weiterer Faktor in den Vordergrund, der die »Destrukturierung« der Arbeiterschaft objektiv und subjektiv vorantreibt. Beaud und Pialoux nennen ihn »Arbeiter-Rassismus«.⁶ Dieser »Arbeiter-Rassismus« hat seinen Ursprung primär außerhalb der Fabrik und entzündet sich daran, dass französische Arbeiter den Kindern und Jugendlichen der Migranten unterstellen, dass sie einerseits vom Staat sozialpolitisch privilegiert würden (Kindergeld usw.) und andererseits die Sicherheit in den Wohngebieten immer mehr bedrohten. Die so entstehende rassistische Stimmung liefert den Schlüssel zur Erklärung des zunächst paradox erscheinenden Phänomens, dass der rechtsextremistische nationalistische »Front National« in Arbeitervierteln der industriellen Ballungszentren erhebliche Wahlerfolge erzielt. Der »Links-Lepenismus« (der Ausdruck ist aus dem Namen des Vorsitzenden der »Front National«, Jean-Marie Le Pen, abgeleitet) erweist sich als Reflex einer Verlierer-Erfahrung, die nicht mehr durch ein stabiles Netz proletarischer Klassensolidarität aufgefangen werden kann.

Der Erkenntnisgewinn, den die Studien von Beaud und Pialoux für eine sozialkritische Soziologie erbringt, lässt sich in folgenden Punkten zusammenfassen: *Erstens* übernehmen sie nicht die Ideologie, die mit der Behauptung, die Arbeiterschaft habe sich aufgelöst, sowohl von der realen Fortexistenz einer zahlenmäßig großen, gesellschaftlich wichtigen sozialen Klasse als auch der Kontinuität kapitalistischer Ausbeutung, sozialer Fragmentierung und kultureller Enteignung in der französischen Gegenwartsgesellschaft ablenken möchte. *Zweitens* entdecken sie hinter dem Prozess materieller, in den Arbeits- und Lebensbedingungen sich niederschlagenden Veränderungen die Dimension einer symbolisch strukturierten Sozialität, ohne deren Analyse die Selbstwahrnehmung, das Verhalten und Handeln der untersuchten Gruppe von Peugeot-Arbeitern dem Verständnis eines nur von außen beobachtenden Blickes verborgen bleiben müsste. *Drittens* liefern die Studien den Nachweis dafür, dass eine auf Arbeitsplatz und Betrieb reduzierte arbeitssoziologische Selbstgenügsamkeit dem »Gegenstand« angesichts des veränderten sozialen

6 Stéphane Beaud / Michel Pialoux, Die verlorene Zukunft (wie Anm. 4), S. 316.

Kontextes von Industriearbeit nicht mehr gerecht wird. Die Beziehungen zwischen »Arbeit« und »Leben« sind komplexer geworden, die geschlossene proletarische Lebensweise existiert nicht mehr und die traditionellen, durch die Zentralität eines kollektiven Arbeitsschicksals festgelegten Koordinaten des politischen Arbeiterbewusstseins haben ihre Gültigkeit weitgehend verloren. Muss sich angesichts der düsteren Szenarien der »condition ouvrière« soziologische Sozialkritik mit ungeschminkten »dichten Beschreibungen« der Aussichtslosigkeit des Arbeiterdaseins begnügen? Die Studien von Beaud und Pialoux scheinen diese Frage auf den ersten Blick hin eindeutig zu bejahen, beschäftigen sie sich doch ganz überwiegend mit den Verlusten, Niederlagen und der »Verwundbarkeit« der angelerten Bandarbeiter, den Risiken neuer Beschäftigungsgruppen wie der »Partieassistenten« oder der Entwertung traditioneller Mechanikerqualifikationen und schildern sie doch ausführlich die moralische und politische Erosion der ehemals überaus kraftvollen »Widerstandskultur«. Auch wenn die beiden Autoren trotz ihrer nicht verheimlichten Sympathien für die von ihnen erforschten Arbeiter auf tröstliche Botschaften verzichten, bleibt ihre sozialkritische Haltung weder in Arbeiternostalgie noch in Resignation stecken. Vielmehr bringen sie, wenn auch zurückhaltend, zum Ausdruck, dass Arbeiter dann eine Chance haben, ihre Menschenwürde und ihren sozialen Status zu verteidigen, wenn sie die Veränderungen des Produktionsprozesses weder verdrängen noch auf die Erfahrungen und Erwartungen der jungen Arbeitergeneration lediglich mit Verweigerung reagieren. Die Welt der »Arbeiterfestungen«⁷ im Berg- und Schiffbau, der Stahlindustrie und im Fahrzeugbau ist unwiderruflich untergegangen, die Arbeiter und ihre Organisationen müssen sich auf die Welt einstellen, in der sie heute leben. Wie schwierig das ist, zeigt sich beispielsweise schon daran, dass die Führung der CGT bei der eigenen Mitgliedschaft auf Skepsis und Ablehnung stieß, weil sie die Besetzung der Kirche Saint-Bernard (Paris) durch sogenannte »sans-papiers« (Menschen ohne behördlich gültige persönliche Papiere meist ausländischer Herkunft) unterstützte.⁸

Aus der Sicht einer marxistisch orientierten Soziologie wurde der wissenschaftliche Wert der Studie von Beaud/Pialoux einerseits ausdrücklich gewürdigt, andererseits aber kritisch angemerkt, dass Beaud/Pialoux von ei-

7 Jacques Frémontier, *La Forteresse ouvrière: Renault, Paris 1971*. Es handelt sich um eine empirische Studie, in der die Verankerung der CGT und der Kommunistischen Partei (PCF) in der Arbeiterschaft des damaligen Renault-Werks in Boulogne-Billancourt beschrieben wird.

8 Stéphane Beaud/Michel Pialoux, *Die verlorene Zukunft* (wie Anm. 4), S. 329.

nem Verschwinden der Arbeiterklasse ausgehen, ohne ihre Vermutung allerdings auf einen ausgearbeiteten Begriff von sozialer Klasse bzw. Arbeiterklasse stützen zu können.⁹ Die Studie von Beaud/Pialoux mit der bekannten, 1927 erschienenen Untersuchung von Hendrik de Man über die »Arbeitsfreude«¹⁰ vergleichend, stellen Mateo Alaluf und Pierre Rolle fest, dass de Man die Fortexistenz einer Arbeiterklasse bei gleichzeitigem Verschwinden der »condition ouvrière« behauptet habe, während Beaud/Pialoux offensichtlich zu einem genau entgegengesetzten Schluss kommen: »Sich in beiden Fällen der bei den Arbeitern gesammelten Berichte bedienend, so zog de Man daraus den Schluss einer Existenz der Arbeiterklasse bei Abwesenheit der »condition ouvrière«, während Stéphane Beaud und Michel Pialoux, gerade von der »condition ouvrière« ausgehend, im Gegenteil das Verschwinden der Arbeiterklasse ableiten.«¹¹

Diese Kritik von Alaluf und Rolle ist aber insofern nicht einleuchtend, als Beaud/Pialoux sich empirisch auf eine konkrete Arbeitergruppe in einer bestimmten Situation betrieblicher Rationalisierung und Umstrukturierung beziehen, nicht aber die grundsätzliche Frage nach der weiteren Existenzberechtigung des Begriffs der Arbeiterklasse stellen. In ihrem Insistieren auf der Notwendigkeit, die bisher ungelöste Frage zu klären, ob die Erosion der traditionellen Arbeiteridentität unvermeidlich zum definitiven Verschwinden der Arbeiterklasse führt oder sich ein neuer Typ von Arbeiterklasse oder mehrere neue Klassen von Lohnabhängigen herausbilden werden, ist den beiden Kritikern von Beaud/Pialoux allerdings beizupflichten.

Während Beaud und Pialoux die soziale Perspektive von Industriearbeitern vor dem Hintergrund der Modernisierung der Produktion untersuchen, fragt Serge Paugam nach Zusammenhängen zwischen Prekarisierung der Beschäftigung und sozialer Desintegration innerhalb betrieblicher Arbeitsprozesse.¹² Verfahren Beaud und Pialoux eher retrospektiv, indem sie den Verfall kollektiver Arbeitersolidarität rekonstruieren, führt Paugam eine systematische Querschnittsuntersuchung durch, um die Bedingungen zu ermitteln, die der Status-

9 Mateo Alaluf/Pierre Rolle, Une classe sans ouvriers et des ouvriers sans classe?, in: Philippe Corcuff (dossier préparé par), *Le retour de la critique sociale. Marx et les nouvelles sociologies*, Paris 2001, S. 72–88.

10 Hendrik de Man, *Der Kampf um die Arbeitsfreude. Eine Untersuchung auf Grund der Aussagen von 78 Industriearbeitern und Angestellten*, Jena 1927.

11 Ebenda, S. 81.

12 Serge Paugam, *Le salarié de la précarité. Les nouvelles formes de l'intégration professionnelle*, Paris 2001.

stabilität unterschiedlicher Beschäftigtengruppen in unterschiedlichen Branchen förderlich sind, sie verhindern oder ihre Herstellung unmöglich erscheinen lassen.

Paugam knüpft an das von ihm bereits in vorangegangenen Untersuchungen erprobte »Konzept sozialer Disqualifikation«¹³ an, wendet es aber in »Le salarié de la précarité« nicht auf die Gruppe der vom Arbeitsmarkt schon Verdrängten und Ausgeschlossenen, sondern auf Beschäftigte an, die sich in der einen oder anderen Weise in einem Zustand beruflicher Integration (intégration professionnelle) befinden. Berufliche Integration wird von Paugam nicht als stabiler Zustand, sondern als ein Prozess begriffen, der den jeweiligen sozialen Druck widerspiegelt, den die gegenwärtigen Rationalisierungs- und Flexibilisierungsmaßnahmen auf die Arbeitsbedingungen, Arbeitsinhalte und den professionellen Status der Beschäftigten ausüben. Den veränderlichen Charakter beruflicher Integration versucht Paugam dadurch zu erfassen, dass er von einem idealtypischen Zustand beruflicher Integration ausgeht und ihn zum Maßstab weiterer, von ihm abweichender Typen der Prekarisierung von Beschäftigung macht.¹⁴ Dementsprechend kann sich der Zustand einer nicht eingeschränkten »gesicherten« beruflichen Integration (intégration assurée) in folgende, nach unten abweichende Zustände ausdifferenzieren, nämlich erstens in eine »unsichere Integration« (intégration incertaine), in der eine gewisse Arbeitszufriedenheit mit Beschäftigungsunsicherheit verknüpft ist, zweitens in eine »belastende Integration« (intégration laborieuse), die zwar mit relativer Arbeitsplatzsicherheit verbunden ist, dafür aber keine Befriedigung durch die ausgeübte Tätigkeit gewährt und drittens eine »disqualifizierende Integration« (intégration disqualifiante), die weder Arbeitsplatzsicherheit noch Arbeitszufriedenheit zulässt. Auf der Basis sowohl quantitativer als auch qualitativer Erhebungen analysiert Paugam mit Hilfe der eben genannten Typen die Situation in 15 Betrieben, die zum privaten oder öffentlichen Sektor gehören, in denen produziert wird oder Dienstleistungen erbracht werden und deren Beziehungen zu den jeweiligen gesellschaftlichen Umwelten (Abnehmern, konkurrierenden Unternehmen usw.) erheblich differieren können. Wie lassen sich die Ergebnisse Paugams zusammenfassen? Zwei Unternehmen, die ansonsten nicht vergleichbar sind, nämlich ein privates Informatikunternehmen und ein Zentrum des staatlichen Energiekonzerns EDF, erfüllen im Wesentlichen die Kriterien der »gesicherten Integration«.

13 Vgl. Serge Paugam, *La disqualification sociale. Essai sur la nouvelle pauvreté*, Paris 1991.

14 Vgl. im Folgenden Serge Paugam, *Le salarié* (wie Anm. 12), S. 362 ff.

Hier konvergieren also eine Identifikation mit den Arbeitsaufgaben und längerfristige Arbeitsplatzsicherheit. Bei den übrigen 13 Unternehmen überwiegt entweder eine »unsichere Integration«, das heißt die Beschäftigten identifizieren sich mit dem Unternehmen, obwohl ihre Arbeitsplätze bedroht sind, oder es herrscht der Typ der »belastenden Integration« vor, bei dem die Arbeitsplätze zwar nicht unmittelbar gefährdet erscheinen, aber die Arbeitsbedingungen schlecht sind. Das trifft beispielsweise auf eine landwirtschaftliche Genossenschaftsbank zu, wo die Beschäftigten einen dem öffentlichen Sektor vergleichbaren Status haben, aber sowohl unter der Monotonie sich ständig wiederholender Arbeitsgänge als auch einer rigiden Leistungskontrolle zu leiden haben. Der Typ der »disqualifizierenden Integration« findet sich in einer Fischkonservenfabrik und einem Betrieb der Möbelindustrie. In beiden Fällen sind immer mehr Arbeitsplätze mit Teilzeitarbeitskräften oder Anlernkräften besetzt worden. Die Arbeit ist strapaziös und unangenehm, soziale Anerkennung bleibt den Beschäftigten ebenso seitens der Vorgesetzten wie der Arbeitskollegen versagt, und beiden Betrieben droht die baldige Schließung.

Paugam zeigt mit seiner Untersuchung einerseits auf, dass das Problem der Prekarität tief in die Kategorie der (noch) Beschäftigten hineinreicht und sich damit die »Zone der Verwundbarkeit«, um mit Castel zu sprechen, immer mehr ausweitet, und er macht andererseits sichtbar, dass sich die Erfahrung »sozialer Disqualifikation« der (noch) Beschäftigten und der (bereits) Arbeitslosen einander annähert. Gleichzeitig geht aus den empirischen Daten hervor, dass innerhalb ein und desselben Betriebes oder derselben Beschäftigtengruppe die Integrationstypen variieren können, was in der Regel zu einer Schwächung des sozialen und betrieblichen Status führt. So hat sich in einer inzwischen privatisierten Klinik die ehemals »gesicherte Integration« zur »unsicheren Integration« oder in der Möbelfabrik die Arbeitssituation von der »belastenden« zur »disqualifizierenden Integration« verschoben.¹⁵

Am Ende seiner Studie fragt Paugam nach den Politisierungsmöglichkeiten »sozialer Disqualifikation«. Gestützt auf sein empirisches Material bestätigt er die immer wieder feststellbare Tatsache, dass entgegen mechanistischen Annahmen eine Verschärfung sozialer Ungleichheit keineswegs automatisch eine höhere Protestbereitschaft hervorbringt, sondern eher, wie die Periode der »Trente Glorieuses« beweise, das Gegenteil der Fall sei. Damit es zu sozialen Kämpfen komme, sei allerdings ein »Unterdrückungsbewusstsein« (*conscience d'oppression*) eine unabdingbare Voraussetzung. Die qualitati-

¹⁵ Ebenda, S. 379.

ven Interviews hätten gezeigt, dass die Befragten sehr wohl ihre Situation rational einschätzen und deren Gründe erkennen. Es sei deshalb verfehlt, das Ausbleiben von Widerstand auf einen Mangel an Einsicht in dessen Notwendigkeit zurückzuführen. Für die Entwicklung sozialer Kämpfe seien, wie Paugam sich auf ein Zitat von Raymond Aron berufend feststellt, vielmehr zwei scheinbar ganz gegensätzliche Gefühle gleichzeitig erforderlich, nämlich die Hoffnung *und* die Verzweiflung.¹⁶ Den befragten Beschäftigten fehle aber die Hoffnung, weil sie nicht wüssten, mit welchen Mitteln sie ihrem Protest Geltung verschaffen können. Trotzdem sei, wie Paugam betont, die Situation der Prekarität und »sozialen Disqualifikation« nicht durch die Zwänge des Marktes vollständig determiniert. Da sowohl Prekarität als auch Arbeitslosigkeit nicht nur von der Entwicklung des Arbeitsmarktes, sondern auch von der Politik des Sozialstaats abhängen, könne sich der Widerstand zunächst gegen den Staat richten, denn er sei ebenso wie der Markt für die Prekarität verantwortlich und als Adressat von Forderungen klar identifizierbar. Wenn der Staat zulasse, dass der soziale Status der Beschäftigten durch Deregulierung immer mehr ausgehöhlt werde und sogar durchaus rentable Unternehmen Massenentlassungen vornehmen, müsse er durch einen entsprechenden Widerstand veranlasst werden, seine Politik zu verändern. Offensichtlich denkt Paugam hier an die Möglichkeit, dass prekär Beschäftigte sich ähnlich wie andere soziale Bewegungen – er erwähnt ausdrücklich die Aktionen der Arbeitslosen 1997/98 – organisieren, öffentlich für ihr Anliegen werben und die Medien für sich zu gewinnen versuchen.

So richtig Paugams Hinweis auf den Staat als Adressat sozialer und politischer Forderungen zur Bekämpfung einer fortschreitenden Prekarisierung der Arbeit ist, verrät er doch gleichzeitig eine gewisse Hilflosigkeit hinsichtlich der Schwierigkeit, die Beschäftigten gegen ihre unmittelbaren Gegner, die Aktionäre, Geschäftsführungen und das Management der jeweiligen Unternehmen zu mobilisieren. Paugams Vorschläge spiegeln die gegenwärtige Asymmetrie der Arbeitskämpfe im privaten und öffentlichen Sektor insofern wider, als es weitaus eher möglich erscheint, die Beschäftigten des öffentlichen Sektors und der Staatsbetriebe als die der privaten Wirtschaft zu mobilisieren, wie sich sogar auf dem Höhepunkt der Streikbewegung im Winter 1995/96 gezeigt hat. Die Empfehlung Paugams, gleichsam den Umweg über den Staat zu nehmen, mag im Einzelfall nützlich sein, aber er kann die Schwäche der Belegschaften in den privaten Unternehmen, vor

¹⁶ Ebenda, S. 381.

Ort die Konfrontation mit der Gegenseite zu wagen, nicht verdecken. Wie dieses Problem praktisch lösbar wäre und was eine sozialkritische Soziologie dazu beitragen könnte, steht allerdings vorerst dahin.

Dass zwischen Erwerbsarbeit und sozialem Status ein enger wechselseitiger Zusammenhang besteht, zeigen auf eine je spezifische Weise sowohl die Untersuchung von Beaud/Pialoux über die Peugeot-Arbeiter in Sochaux als auch die empirische Umsetzung des Konzepts der »sozialen Disqualifikation« bei Paugam. Wie sich dieser Zusammenhang *außerhalb* der Arbeit und *jenseits* der Betriebstore und Werksgelände darstellt, versuchen Pialoux und Beaud in einer Studie über soziale und städtische Gewalt empirisch auszuarbeiten.¹⁷ Dass Arbeit unverändert das Zentrum individueller und kollektiver Identität sowie sozialer Anerkennung bildet, wollen die beiden Autoren am Beispiel eines Konflikts nachweisen, den man auf den ersten Blick nicht ohne weiteres mit Arbeit in Verbindung bringt. Es geht konkret um Jugendliche, die an sozialen Brennpunkten am Rande der großstädtischen Zentren durch Akte der Gewalt und Ungesetzlichkeit ihrer Umgebung sowohl den Stempel der Anomie aufdrücken als auch eine scharfe Grenze zur Welt sozialer »Normalität« und Stabilität ziehen. Üblicherweise stellt das Bewusstsein der Öffentlichkeit zwischen den Vorgängen in den Betrieben zum einen und dem Verfall der öffentlichen Ordnung in den Sozialghettos der Großstädte keinen ursächlichen Zusammenhang her. Das Besondere an der Studie von Beaud/Pialoux ist nun, dass sie die Untersuchung so genannter »Jugendgewalt« in derselben Stadt durchgeführt haben wie ihre Studien über die »condition ouvrière« der OS (ouvriers spécialisés) von Peugeot, also in Montbéliard und zwar in einem Viertel, das den Namen »Petite Hollande« trägt, 13.000 Einwohner hat und bei den Behörden als »Zone vorrangiger Dringlichkeit« und damit faktisch als sozialer Brennpunkt eingestuft wird.¹⁸ Hier kam es im Sommer 2000 zu einer Revolte von ungefähr 300 Jugendlichen meist maghrebinischer Herkunft anlässlich der polizeilichen Fahndung nach einem im Viertel wohnhaften jugendlichen Bankräuber. Für Beaud und Pialoux ist die »émeute« der Jugendlichen Symptom eines Zerfallprozesses, der seine strukturellen Ursachen im Niedergang der traditionellen Arbeiterkultur und ihrer sozialen Integrationsfähigkeit hat. Mit diesem Niedergang korrespondiert die Entwicklung einer »strukturellen Prekarität«¹⁹

17 Stéphane Beaud / Michel Pialoux, *Violences urbaines, violence sociale. Genèse des nouvelles classes dangereuses*, Paris 2003.

18 Ebenda, S. 9 ff.

19 Ebenda, S. 382.

und einer Subproletarisierung, von der die jungen Immigranten der Jahrgänge seit etwa 1970 in den vorstädtischen Problemvierteln (*cités*) am schärfsten betroffen sind. In dem Maße, wie die französische Arbeiterklasse vom »Klassensubjekt« zum »Klassenobjekt« geworden sei, sich also die von Marx vorgesehene Politisierungslogik genau umgekehrt habe, wächst eine »neue gefährliche Klasse« heran, die, weil sie weder den Anforderungen einer postfordistischen Reorganisation der Arbeit (fehlende »employability«) gewachsen ist noch in sozialstaatlichen Institutionen Schutz findet, sich selbst überlassen wird. Während die erste und zweite Generation der Immigranten durch ihre Arbeit und die Arbeiterbewegung integriert werden konnte, ist die nach 1970 geborene Generation (meist maghrebischer Herkunft) der »vingt piteuses«, also der »erbärmlichen 20 Jahre« seit 1980, mit einer Arbeiterklasse konfrontiert, die historisch entwaffnet und ihres Selbstbewusstseins beraubt wurde. Erst diese Kontextualisierung erlaubt es nach Beaud/Pialoux, die Situation der jungen Immigranten zu verstehen. Sie tragen die Bürde einer doppelten Erbschaft: erstens die der Herkunft aus einem Arbeitermilieu, das sie als trostlos und verabscheuungswürdig erleben und zweitens die des Kolonialismus, dessen Folgen sie als Stigmatisierung und Verliererschicksal erfahren.²⁰ Ihre objektiv desolate Situation, gekennzeichnet durch Prekarität, Arbeitslosigkeit und fehlendes Einkommen, wird zusätzlich durch eine Politik symbolischer Zuschreibungen verschärft, die sich einerseits in polizeilichen Praktiken der »Null-Toleranz« und andererseits einer medialen Repräsentation nach dem Prinzip »blame the victim« äußert. Das wiederum fördert die Akzeptanz der jungen Immigranten der »cités« für Angebote einer islamistischen »Parallelgesellschaft«, die sie einer rigiden kommunitären Kontrolle unterwirft und so ihre »Nichtintegrierbarkeit« verfestigt.

In diesem Zusammenhang setzen sich Beaud und Pialoux auch kritisch mit der Funktion von Intellektuellen auseinander, der sie eine Mitverantwortung an der schwierigen Lage der Arbeiterklasse im Allgemeinen und der jungen Immigranten im Besonderen zuschreiben. Dabei meinen Beaud/Pialoux vor allem die Repräsentationskrise der Arbeiterklasse, hervorgerufen durch eine von Intellektuellen mitbetriebene Zerstörung eines positiven kollektiven Selbstbildes der Arbeiter. In dem Maße, wie sich die soziale Lage der Arbeiter während des vergangenen Vierteljahrhunderts durch Prekarisierung, Arbeitslosigkeit und sozialen Abstieg verschlechterte, zerbrach auch das ehemals enge Bündnis zwischen Arbeiterbewegung und Intellektuellen. Viele

20 Ebenda, S. 404.

der Intellektuellen beteiligen sich nun am Diskurs über das »Ende der Arbeiterklasse«, wie Gerard Noiriel im Vorwort zur Neuauflage seiner Standardpublikation²¹ über die französische Arbeiterklasse betont, oder feiern mit triumphalen Zynismus die »Schönheit des kommunistischen Todes«,²² der seinerseits das Ende der Arbeiterklasse politisch-ideologisch besiegeln soll. Wie der Zusammenhang zwischen dem Zerfall der Arbeiterklasse und der Krise des französischen Kommunismus im intellektuellen Diskurs präsentiert wird, hat Bernard Pudal aufgezeigt, indem er drei Formen der intellektuellen »Disqualifikation« des französischen Kommunismus unterscheidet: a) die Disqualifikation der Arbeiter als rückständig, bildungsfern und bemitleidenswert, b) die Disqualifikation der kommunistischen Elite als »brutal«, »bürokratisch« und »dummlich« etc. und c) die wissenschaftliche Disqualifikation der Geschichte des Kommunismus, wie sie etwa Stéphane Courtois, der Verfasser des »Schwarzbuchs des Kommunismus« praktiziert habe, indem er sich eines suggestiven Positivismus der Berufung auf die »Fakten an sich« bediene, aber mit seinem angeblich historischen »Realismus« der Fakten ein aktuelles Interesse transportiere, nämlich das »zweifelnde Interesse am Schauspiel des Todes des Kommunismus« (*le trouble intérêt du spectacle de la mort communiste*).²³

21 Gérard Noiriel äußert sich kritisch zu der gegenwärtig zu beobachtenden Neigung, die von der Annales-Schule entwickelte »strukturelle« Sichtweise durch einen sozialgeschichtlichen Mikro-Radikalismus zu ersetzen: »Heute (dagegen) muss man absolut ›micro‹ sein. Außerhalb der Individuen und der lokalen Interaktion, kein Heil. Die Kritik der ›kollektiven Kategorien‹, der ›verdinglichten‹ Einheiten, ist zu einem Gemeinplatz aller Untersuchungen geworden, die sich für ›neu‹ halten. Meistens münden diese Beiträge in relativistische Schlussfolgerungen ein: ›Die Arbeiterklasse existiert nicht, man kann sie nicht mit Hilfe globaler Kategorien erfassen, weil die sozialen Realitäten unendlich unterschiedlich, veränderlich und heterogen sind.‹« Gérard Noiriel, *Les ouvriers dans la société française. XIX^e–XX^e siècle. Préface inédite de l'auteur*, Paris 2002, S. IX.

22 Vgl. Bernard Pudal, *La beauté* (wie Anm. 3), S. 555 ff.

23 Ebenda, S. 558. Diese Interpretation von Bernard Pudal ist durchaus plausibel, vergegenwärtigt man sich zum Beispiel den freizügigen Umgang der Verfasser des »Schwarzbuches« mit den historischen Daten (Vgl. Stéphane Courtois et al. *Das Schwarzbuch des Kommunismus. Unterdrückung, Verbrechen und Terror*, 2. Aufl., München 1998). Sie werden häufig, vor allem wenn es um Zahlenangaben über die Opfer der im Namen des Kommunismus begangenen Verbrechen geht, nicht belegt, enthalten aber aufgrund ihrer erschreckenden Größe und entsetzlichen Details jene suggestive Wirkung, die Pudal als »Faktenrealismus« bezeichnet. Hinter dieser Wirkung verschwinden die immensen Widersprüche und Bedrohungen, denen der Kommunismus im Inneren und Äußeren ausgesetzt war und deren Berücksichtigung zu anderen Schlussfolgerungen als denjenigen führen würde, die in dem von Pudal genannten »zweifelnden« politischen Interesse der Autoren des »Schwarzbuches« liegen.

Aber sowohl Beaud/Pialoux als auch Pudal lassen keinen Zweifel daran, dass die Krise der Arbeiterbewegung nicht nur durch exogene Faktoren verursacht wurde, sondern die Gewerkschaften beziehungsweise der PCF zu ihrem Niedergang selbst aktiv beigetragen haben, weil sie sich nicht auf die durch die Modernisierung des Kapitalismus seit den achtziger Jahren aufgeworfenen Probleme einzustellen vermochten.

Der neue Geist des Kapitalismus

Im Unterschied zu den bisher berücksichtigten Beiträgen verfolgen Luc Boltanski und Ève Chiapello das hoch gesteckte Ziel, von einzelnen Aspekten der Sozialkritik zu einer umfassenden, aus herkömmlichen Denkmustern sich lösenden soziologischen Deutung des modernen (französischen) Kapitalismus überzugehen.²⁴

Dabei gehen sie von der Voraussetzung aus, dass der moderne Kapitalismus aus seiner ökonomischen Logik heraus prinzipiell unfähig sei, jenen »Geist« der Gemeinwohlorientierung und moralischen Identifikation zu erzeugen, ohne den er jedoch in einer auf Zustimmung, Diskurs und Konsens angewiesenen modernen Welt nicht auskommen könne.²⁵ Mit dem Ausdruck »Geist des Kapitalismus« knüpfen die Autoren bewusst an die Max Weber'sche Idee des Zusammenhangs zwischen historischer Entwicklung des Kapitalismus und protestantischer Arbeitsethik an, gehen aber insofern über Weber hinaus, als sie sich nicht auf die individuelle Motivation rastlosen Erwerbstrebens und rationaler Lebensführung beschränken, sondern im Geist des Kapitalismus den Horizont einer gesellschaftlichen Gemeinwohlorientierung und Gerechtigkeitsethik verstehen. Seine moralische Selbstlegitimation ermöglicht es dem Kapitalismus, permanent die an ihm geübte Kritik zu assimilieren und in Antriebskräfte seiner Dynamik umzuwandeln.

Historisch wird zwischen drei Erscheinungsformen des »kapitalistischen Geistes« unterschieden. Der »erste Geist« bezieht sich auf die Zeit um die Wende zum 20. Jahrhundert und wird durch eine paternalistische, oft noch lokal bornierte und fortschrittsgläubige Mentalität eines Unternehmerkapi-

24 Luc Boltanski/Ève Chiapello, *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz 2003 (frz. 1999).

Luc Boltanski arbeitete früher mit Pierre Bourdieu zusammen, von dem er sich aber trennte. Er ist Forschungsdirektor an der EHESS in Paris. Ève Chiapello ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der »École des hautes études commerciales« (EHEC) in Paris.

25 Vgl. Ebenda, S. 58 ff.

talismus geprägt. Der »zweite Geist« umfasst die Periode zwischen den 1930er und 1970er Jahren, also die Periode des Fordismus, und steht im Zeichen sowohl der Dominanz großer bürokratisierter Großunternehmen und Massenproduktion als auch meritokratischer Aufstiegserwartungen und sozialstaatlicher Regulierung. Seit den 1980er Jahren entwickelt sich der »dritte« und »neue Geist des Kapitalismus«, für den Flexibilität, Mobilität, netzwerkförmige Kooperation, Projektarbeit, Innovation und Kreativität charakteristisch sind. Ihm gilt vorrangig das Interesse der Autoren. Für die Dynamik des Kapitalismus stellt nach ihrer Meinung die am Kapitalismus geübte Kritik eine strukturelle Voraussetzung dar: »Mit dem Begriff des kapitalistischen Geistes lassen sich außerdem die Entwicklung des Kapitalismus und die gegen ihn erhobenen Kritiken in ein und derselben Dynamik zusammenfassen. In unserer Argumentation fungiert die Kritik nämlich als Motor für die Veränderungen des kapitalistischen Geistes.«²⁶ Boltanski und Chiapello unterscheiden zwei Formen von Kritik, mit denen sich der Geist des Kapitalismus in seiner Geschichte auseinandersetzen musste: die »Sozialkritik« und die »Künstlerkritik«.²⁷ Erstere beinhaltet Forderungen nach mehr sozialer Gerechtigkeit, Einschränkung der Ausbeutung, Verbesserung der Arbeitsbedingungen und Schutz der Arbeitskraft, während sich die »Künstlerkritik« auf die Befreiung von Entfremdung und Zwang sowie die Erweiterung individueller Autonomie und der Spielräume schöpferischen Handelns usw. richtet. Den Autoren zufolge wurde die vor allem im Kontext der Studentenrevolte von 1968 artikulierte »Künstlerkritik« in der dann folgenden Periode durch beträchtliche Erfolge der »Sozialkritik« (Lohnerhöhungen, Verbesserungen der Arbeitsbedingungen, Anerkennung gewerkschaftlicher Rechte usw.) überlagert. Da aber die Öffnung des »zweiten kapitalistischen Geistes« nach 1968 für die »Sozialkritik« nicht zu der erwarteten Befriedung der industriellen Beziehungen führte, sondern im Gegenteil ein weiteres Erstarken der »Sozialkritik« hervorrief, begann der »kapitalistische Geist« seit Mitte der siebziger Jahre sich mehr und mehr Elemente der »Künstlerkritik« anzueignen. Er bemächtigte sich der ursprünglich gegen ihn gerichteten Forderungen nach Autonomie und Abschaffung von Autoritäten

26 Vgl. Ebenda, S. 68.

27 Eine ausführliche Kritik an der Verwendung dieser Begriffe habe ich in einem Beitrag formuliert, der kürzlich in der Zeitschrift »Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung« erschienen ist. Vgl. Lothar Peter, Der neue Geist des Kapitalismus. Stärken und Schwächen eines Erklärungsversuchs, in: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, 16 (2005), 62, S. 7–24.

und Hierarchien, um sie in ein *Movens* kapitalistischer Akkumulation zu transformieren. Das war umso erfolgreicher, je mehr es gleichzeitig gelang, die kollektiven Akteure der »Sozialkritik«, also in erster Linie die Gewerkschaft CGT und den PCF, wieder zurück zu drängen, die Arbeiterbewegung zu »entwaffnen« und den sozialen Status der Beschäftigten durch Modernisierung und Deregulierung der Arbeit zu untergraben. So wurden Anfang der achtziger Jahre die geeigneten Bedingungen für das Entstehen des »dritten« und »neuen Geistes« des Kapitalismus geschaffen. Das Profil dieses »dritten Geistes« leiten Boltanski und Chiapello aus einer empirischen Inhaltsanalyse von Texten der Managementliteratur ab, in der sie vor allem seit etwa 1990 die zunehmende Dominanz einer so genannten »Netzlogik« und eines dieser Netzlogik entsprechenden normativen Rechtfertigungsregimes zu entdecken glauben. Das die Legitimität von Handlungen in der »Netzwelt« ordnende Rechtfertigungsregime nennen sie die »projektbasierte Polis« (*cité par projets*). Es unterscheidet sich von den Rechtfertigungsregimen traditioneller Sozialwelten wie der Familie oder der Industrie; denn die »projektbasierte Polis« stellt die Antwort des auf moralische Rechtfertigung angewiesenen »neuen Geistes« des Kapitalismus auf die Erfordernisse der modernen projektf  rmigen »konnexionistischen Welt« dar, die Initiativegeist, Flexibilität, kommunikative Kompetenz und Inspiration verlangt. Die Entwicklung der »projektbasierten Polis« hat also Elemente der »Künstlerkritik« so weit in sich aufgenommen, dass ihre kritische Funktion neutralisiert und durch den Managementdiskurs umgeschrieben werden konnte. Das wiederum hat, wie Boltanski und Chiapello argumentieren, während der neunziger Jahre zu einer »Wiedergeburt der Sozialkritik«²⁸ geführt, die aber nur dann – und das ist die Pointe im Modell von Boltanski und Chiapello – Aussicht auf Erfolg habe, wenn sie die neuen Bedingungen der »Netzwelt« berücksichtige und ihr ad  quate Gerechtigkeitsstandards zu verankern versuche. Die Autoren postulieren also eine Sozialkritik, die, würde sie sich am herkömmlichen Klassen- und Ausbeutungsparadigma orientieren, die zukünftigen Entwicklungen verfehlen müsse und deshalb zur Ohnmacht verurteilt sei. Von einer sich auf der Höhe ihrer Zeit befindlichen Sozialkritik erwarten sie, dass sie neue Gerechtigkeitsstandards in die »Netzwelt« einzuschreiben und durch das neue Rechtfertigungsregime der »projektbasierten Polis« die destruktive Dynamik und moderne Ausbeutungslogik des Kapitalismus einzudämmen vermag.

28 Vgl. Luc Boltanski /   ve Chiapello, *Der neue Geist* (wie Anm. 24), S. 380 ff.

Bilanziert man die Stärken und Schwächen dieser umfangreichen, komplexen und nicht immer leicht nachvollziehbaren Studie, so ist zunächst Folgendes zu bemerken. Boltanski und Chiapello versuchen neue Pfade der Kapitalismusanalyse zu beschreiten und neuen gesellschaftlichen Entwicklungen wie der allgemeinen Tendenz zur Vernetzung Rechnung zu tragen. Dabei erweist sich das empirische Prozedere einer Inhaltsanalyse der Managementliteratur als originell und ergiebig. Auch die Idee, die Kritik am Kapitalismus als Vektor seiner Dynamik zu interpretieren, ist insofern weiterführend, als sie die Aufmerksamkeit auf die noch immer ungelöste Frage lenkt, wie es dem Kapitalismus gelingt, die Menschen in seine symbolische Ordnung einzubinden, obwohl die kapitalistischen Krisen und Deformationen unübersehbar sind. Außerdem ist die Absicht der beiden Autoren, den modernen Kapitalismus einer realistischen, auf abstrakte Revolutionssemantik verzichtenden Reform zu unterziehen, glaubwürdig und diskutabel.

Neben diesen Vorzügen, denen weitere hinzu zu fügen wären, weist die Studie aber auch grundlegende Schwächen auf. So ist es *erstens* ein Irrtum anzunehmen, dass der Kapitalismus trotz seiner entgegengesetzten ökonomischen Logik ein gesellschaftliches Bedürfnis nach moralischer Legitimation und Gemeinwohlorientierung entwickelt. Boltanski und Chiapello verwechseln die Möglichkeit, dem Kapitalismus und anderen, mit ihm verknüpften Herrschaftsverhältnissen (wie zum Beispiel der patriarchalischen Herrschaft) Zugeständnisse und Reformen abzutrotzen, mit einem dem Kapitalismus selbst zugeschriebenen »Geist«, der die Gegensätze und Ungleichheiten zu »allgemeinwohlorientierten Rechtfertigungen«²⁹ versöhnt. *Zweitens* unterscheiden sie nicht systematisch zwischen einer Kritik, die den kapitalistischen Verhältnissen immanent bleibt, und einer prinzipiellen Kritik am Kapitalismus. Nicht jede Bemängelung von Missständen und Defiziten ist schon an und für sich eine Kapitalismuskritik. Da sie diesen Unterschied verwischen, gehen sie davon aus, dass der Kapitalismus jedwede Kritik an ihm in Rechtfertigungsgründe seiner Aufrechterhaltung transformieren kann. Das ist aber insofern falsch, als der Kapitalismus (als ökonomischer, sozialer, politischer und kultureller gesellschaftlicher Zusammenhang) zwar auf antikapitalistische Kritik zu reagieren versucht und ihre praktischen Konsequenzen je nach historischer Situation auch zu unterbinden vermag, sich den Inhalt antikapitalistischer Kritik aber *nicht* zueigen machen kann, weil gerade das mit seiner Selbstaufhebung identisch wäre. *Drittens* läuft die These,

29 Ebenda, S. 65.

dass der »neue Geist des Kapitalismus« und die »projektbasierte Polis« auf einen inneren Wandel des »zweiten Geistes« des Kapitalismus infolge der »Künstlerkritik« der 68er Bewegung zurück zu führen seien, auf eine gravierende Unterschätzung der objektiven Bedingungen kapitalistischer Verwertung hinaus; denn diese waren es in Wirklichkeit, die den Bedarf an jenen Eigenschaften und Kompetenzen verursacht haben, die für die »konnexionistische Welt« typisch sind. Es waren die Grenzen fordistischer Massenproduktion, die Differenzierung der Nachfrage, der Übergang von Warenmärkten zu »Käufermärkten« und die Verschärfung der Konkurrenz auf globalen Märkten, die zu allererst und im Wesentlichen den »neuen Geist« des Kapitalismus ins Leben gerufen haben. Deshalb ist es ein idealistischer Trugschluss, diesen Geist primär aus der »Künstlerkritik« abzuleiten, wie sie sich 1968 zu artikulieren versuchte. *Viertens* avanciert der »neue Geist« des Kapitalismus bei Boltanski und Chiapello, wie Jacques Bidet jüngst zutreffend bemerkt hat, zum »großen Subjekt einer großen Erzählung«,³⁰ dem es gelingt, die gegen es gerichtete Kritik fortlaufend in Antriebskräfte des eigenen Fortschritts zu verwandeln. Damit wird die Möglichkeit einer Alternative zum Kapitalismus als unreal ausblendet und Kritik am Kapitalismus paradoxer Weise mit seiner Therapie gleichgesetzt. *Fünftens* schließlich neigen die beiden Autoren dazu, die diskursiven Möglichkeiten der Bewältigung gesellschaftlicher Widersprüche zu überschätzen. Damit übersehen sie, dass selbst bescheidene Reformen oft nur deshalb durchgesetzt werden konnten, weil sie sich nicht auf Diskurse und Kommunikation beschränkten, sondern im Gegenteil zu außerdiskursiven Mitteln wie Widerstand, Verweigerung, Streik und Regelverletzungen griffen. Erst dadurch konnte eine Verhandlungsmacht entstehen, die die Akteure und Institutionen der herrschenden Klasse zu Zugeständnissen zwang.

Schlussbemerkung

Obwohl die französische Arbeiterbewegung, die politische Linke und die linken Intellektuellen seit den achtziger Jahren in die Defensive gedrängt wurden und die kapitalistische Modernisierung auch in Frankreich über alle Widerstände zu triumphieren scheint, ist die Kontinuität einer sozialkriti-

30 Jacques Bidet, *L'esprit du capitalisme. Questions à Luc Boltanski et Ève Chiapello*, in: Jean Lojkine (sous la direction de), *Les sociologies critiques du capitalisme*, Paris 2002, S. 233.

schen Soziologie nicht gänzlich abgebrochen. Sie ist zwar weit von jener Situation nach 1968 entfernt, die an die Namen von Serge Mallet, Alain Touraine, Henri Lefebvre, Nicos Poulantzas und Louis Althusser erinnert, aber sie setzt dem Mainstream der sozialwissenschaftlichen »pensée unique«, des uniformen und konformen Denkens, eigenständige Auffassungen und Analysen entgegen. Die Protest- und Streikbewegung von 1995/1996, die größte seit 1968, sowie der Aufschwung der Globalisierungsgegner, namentlich von ATTAC, aber auch die Militanz der neuen Bauernbewegung »Confédération paysanne« unter Führung von José Bové sowie anderer Bewegungen und Aktionsgruppen haben der soziologischen Sozialkritik einen gewissen Auftrieb gegeben, dessen Dynamik und Reichweite indessen nicht überschätzt werden darf. Dennoch haben sie der kritischen Soziologie Impulse gegeben, wie sie in Deutschland bisher nur in Einzelfällen wahrnehmbar sind.

Neben den sozialen und politischen Bewegungen ist auf ein spezifisch intellektuelles und wissenschaftliches Phänomen hinzuweisen, das – ebenso wie der Einfluss marxistischen und sozialistischen Denkens – die Sozial- und Gesellschaftskritik in Frankreich bis heute inspiriert. Dieses Phänomen besteht in der fortwirkenden Kraft und Fruchtbarkeit der klassischen Periode der französischen Soziologie, die bis heute anhalten. Es ist vor allem das Paradigma der Durkheim-Schule, das (ganz im Kontrast zur deutschen soziologischen Klassik, der, von wenigen Ausnahmen wie Ferdinand Tönnies oder Emil Lederer einmal abgesehen, sozialkritisches Denken äußerst fremd blieb) eng mit sozialreformerischen, antiutilitaristischen, antiindividualistischen und manchmal sogar antikapitalistischen Orientierungen verbunden war und im gegenwärtigen soziologischen Diskurs noch immer eine beeindruckende Aktualität besitzt, wie die Beiträge vor allem von Pierre Bourdieu, aber auch Robert Castel, Serge Paugam, Alain Caillé und anderen bestätigen. So kann sich die sozialwissenschaftliche Sozial- und Gesellschaftskritik sowohl auf die marxistische und sozialistische Theorietradition als auch auf das Potential in der Kontinuität der Soziologie von Émile Durkheim, Marcel Mauss, François Simiand und Maurice Halbwachs stützen.